



universität
wien

Diplomarbeit

Titel der Arbeit

Partizipation, Identifikation und Lebensqualität im
städtischen Raum
Eine empirische Studie in der niederösterreichischen
Stadt Krems

Verfasserin

Kristina Hietzger

Angestrebter akademischer Grad

Magistra der Philosophie (Mag. phil.)

Wien, im Februar 2009

Studienkennzahl: 298

Studienrichtung: Psychologie

Betreuer: Ao. Univ.-Prof. Dr. Rainer Maderthaner

Danksagung

In erster Linie gilt mein Dank meinen InterviewpartnerInnen, die mich an ihrem Fachwissen teilhaben ließen und mir Interesse und große Offenheit entgegenbrachten.

Weiters möchte ich mich bei Mag^a. Cornelia Ehmayer und Prof. Dr. Rainer Maderthaner bedanken, die die Betreuung meiner Diplomarbeit übernommen haben. Ohne die fachliche Unterstützung von Mag^a. Cornelia Ehmayer wäre die Bearbeitung des von mir gewählten Diplomarbeitsthemas nicht möglich gewesen.

Besonderer Dank gilt den Mitgliedern der Projektgruppe „Nachhaltigkeitsplattform“ der Zukunftskonferenz Krems. An dieser Stelle möchte ich mich besonders bei Mag. Wolfgang Mahrer und Mag. Martin Scheuch für die Unterstützung und das Interesse an meiner Studie bedanken. Angela Gross danke ich für die fachliche Auseinandersetzung und die praktischen Hilfestellungen. Weiters möchte ich mich bei Dipl.-Ing. Michaela Krämer von der Stadterneuerung Krems für ihre Unterstützung bedanken.

Bedanken möchte ich mich bei meiner Familie, vor allem meinen Eltern Ingrid und Karl Hietzgern und meiner Großmutter Hildegard Pressl, die mir durch ihre emotionale und finanzielle Unterstützung ein Studium ermöglicht haben.

Meinen FreundInnen danke ich für ihr Verständnis und dafür, dass sie mich durch die Höhen und Tiefen des Diplomarbeitsschreibens begleitet haben und jederzeit für Fragen und Diskussionen offen waren. Mein besonderer Dank gilt Mag^a. Sandra Kaiser und Mag. Alexander Zeuner für das rasche Korrekturlesen meiner Arbeit und für die vielen nützlichen Anregungen und Hilfestellungen. Weiters möchte ich mich bei meiner Interpretationsgruppe bestehend aus den zwei bereits genannten, Susanne Mock und Katrin Weissensteiner bedanken, die die Datenanalyse überprüften und mir bei deren Interpretation behilflich waren.

Zuletzt möchte ich mich bei allen jenen bedanken, die mich während der Zeit meiner Diplomarbeit unterstützt und zu ihrem Gelingen beigetragen haben.

Inhaltsverzeichnis

Einleitung.....	8
THEORETISCHER TEIL.....	11
1. Psychologie und Umwelt.....	11
1.1. Umweltpsychologie.....	11
1.1.1. Geschichte der Umweltpsychologie	11
1.2. Gemeindepsychologie	13
1.3. Architekturpsychologie	13
1.4. Stadtpsychologie	14
2. Mensch und Umwelt	15
2.1. Bronfenbrenners Modell	16
2.2. Der Behavior Setting Ansatz	18
3. Lebensqualität und Wohlbefinden.....	19
3.1. Definition von Lebensqualität	19
3.2. Dimensionen der Lebensqualität	20
3.3. Lebensqualität im Vergleich zu Wohlbefinden.....	20
3.4. Strukturmodell des Wohlbefindens	21
3.5. Lebensqualität und Gesundheit.....	22
3.6. Gesundheitsbezogene Lebensqualität	22
3.6.1. Determinanten der gesundheitsbezogenen Lebensqualität.....	22
4. Partizipation und Stadtentwicklung	23
4.1. Definitionen zur Partizipation (Beteiligung)	24
4.2. Stufen der Öffentlichkeitsbeteiligung	25
4.2.1. Informative Öffentlichkeitsbeteiligung (Information).....	25
4.2.2. Konsultative Öffentlichkeitsbeteiligung (Konsultation)	26
4.2.3. Kooperative Öffentlichkeitsbeteiligung (Mitbestimmung)	26
4.3. Phasen der Partizipation	26
4.4. Methoden zur Partizipation.....	26
4.4.1. Zukunftskonferenz.....	30
4.5. Nutzen der Partizipation	31

7.2.1. Die soziologische Perspektive	58
7.2.2. Die kognitive Perspektive	59
7.2.3. Die phänomenologische Perspektive	59
7.2.4. Die sozialpsychologische Perspektive.....	60
7.3. Einflussfaktoren auf die Identifikation mit einem Ort.....	61
7.3.1. Wohndauer.....	61
7.3.2. Art des Wohnverhältnisses.....	61
7.3.3. Geburtsort	62
7.3.4. Soziale Kontakte	62
7.3.5. Vereinstätigkeit.....	63
7.3.6. Image	63
7.3.7. Partizipation.....	64
7.3.8. Zufriedenheit mit der Wohngegend	64
7.3.9. Wahlmöglichkeit des Wohnortes	65
7.3.10. Objektive Kriterien der Wohnumgebung.....	65
7.4. Funktionen der Ortsidentität	65
7.4.1. Recognition function	66
7.4.2. Meaning function	66
7.4.3. Expressive-requirement function	67
7.4.4. Mediating change Function	67
7.4.5. Anxiety and defense function	68
7.4.6. Funktion der positiven Selbstbewertung.....	68
7.5. Forschungsarbeiten zur Ortsidentität und Lebensqualität in Städten	68
7.5.1. Studie zur Erfassung der „Identität von“ und der „Identifikation mit“ städtischer Umwelt (Schneider, 1986, 1992).....	69
7.5.2. Urban Identity Scale (Lalli, 1989)	70
8. Qualitative Sozialforschung	71
8.1. Theoretisches Verständnis qualitativer Sozialforschung	71
8.1.1. Geschichte Qualitativer Sozialforschung	71
8.1.2. Das Forschungsverständnis qualitativer Forschung.....	72
8.1.3. Zentrale Elemente der Qualitativen Sozialforschung.....	73
8.2. Methodisches Vorgehen in der qualitativen Sozialforschung	77
8.2.1. Formulierung der Fragestellung(en)	77
8.2.2. Auswahl der Stichprobe – Theoretisches Sampling und Sättigung	78

8.2.3. Arbeiten im Feld – teilnehmende Beobachtung, Notizen und Interviewverfahren.....	80
8.2.4. Vom Gesprochenen zum Text – Dokumentation und Transkription	85
8.2.5. Auswertungsverfahren – von den Daten zur Theorie	87
8.2.5.1. Grounded Theory.....	87
8.2.5.2. Theoretisches Kodieren	89
8.2.6. Gütekriterien.....	95
EMPIRISCHER TEIL	98
9. Forschungsinteresse.....	98
9.1. Forschungsleitende Fragestellungen.....	99
10. Forschungsfeld – Kremser Altstadt	99
11. Forschungsdesign	101
11.1. Interviewverfahren	102
11.1.1. Konzeption des Interviewleitfadens	102
11.2. Forschungstagebuch	105
11.3. Teilnehmende Beobachtung.....	105
11.4. Auswahl der InterviewpartnerInnen und theoretische Sättigung.....	106
11.5. Datenerhebung.....	107
11.6. Dokumentation und Transkription.....	108
11.7. Auswertung.....	108
11.8. Maßnahmen gegen Störeinflüsse.....	110
12. Darstellung der Ergebnisse	111
12.1. Stichprobenbeschreibung.....	111
12.2. Darstellung des Kategoriensystems	115
12.2.1. Hauptkategorien	117
12.2.2. Nebenkategorien	124
12.2.3. Kernkategorie	128
12.3. Darstellung der Themenkomplexe.....	129
12.3.1. Subjektiv wahrgenommene Lebensqualität.....	129
12.3.2. Bedürfnisse	132
12.3.3. Identifikation mit der Kremser Altstadt.....	136

13. Diskussion	138
13.1. Thesen	138
13.2. Beantwortung der forschungsleitenden Fragestellungen.....	145
13.3. Kritische Anmerkungen und Einschränkungen	147
13.4. Ausblick	148
14. Zusammenfassung	149
LITERATURVERZEICHNIS.....	152
ANHANG	163
Anleitung zum Empirischen Stadtspaziergang	163
Interviewleitfaden.....	164
Beispielkategorie mit Subkategorien und Codes	165
Auszugsartige Darstellung des Kategoriensystems	168
Abstract	179

Einleitung

Ein Stadtgebiet einer psychologischen Untersuchung zu unterziehen sorgt vielerorts für Erstaunen, handelt es sich doch hierbei um ein Thema, das eher mit anderen Wissenschaftsdisziplinen wie Raumplanung, Architektur oder Soziologie in Verbindung gebracht wird.

Die wachsende Urbanisierung und das Aufkommen von Problemen, die vorwiegend in urbanen Gebieten anzutreffen sind (Kriminalität, Verschmutzung, Emissionen etc.) machen eine psychologische Betrachtung mit dem Ziel, die Lebensqualität zu erhalten und zu verbessern, jedoch unabdingbar.

Die Stadtpsychologie kann hier wichtige Beiträge leisten. Diese Strömung der Psychologie befasst sich mit der Wechselwirkung von Mensch und urbanem Raum. Der Blick geht dabei über die Einzelperson hinaus und richtet sich auf das soziale Gefüge, das eine Stadt ausmacht (Ehmayer, 2006a).



Kremser Altstadt - Hoher Markt (Foto: Gregor Semrad)

Forschungsfelder der Stadtpsychologie ergeben sich dabei v. a. in den Bereichen Nachhaltige Stadtentwicklung, BürgerInnenbeteiligung, Lebensqualität, sowie bei städtischen Phänomenen wie Crowding und Ortsbindung (Mieg & Hoffmann, 2006).

Lange Zeit wurden in städtischen Entwicklungsprozessen die Bedürfnisse ihrer BewohnerInnen außer Acht gelassen. Erst in letzter Zeit ist das Bewusstsein für die positiven Auswirkungen partizipativer Maßnahmen (Abbau von Reaktanz, verstärktes soziales Engagement etc.) gestiegen (Maderthaler, 1995, 2003). Es wurde erkannt, dass die Möglichkeit zur Partizipation - und damit einhergehend zur aktiven Mitgestaltung der eigenen Wohnumgebung - die Identifikation mit dieser erhöht und somit zur Lebensqualität beiträgt (Flade, 2006; Winter & Church, 1984).

Können sich die BewohnerInnen mit ihrer Wohnumgebung identifizieren, wird diese zu einem Teil ihrer Persönlichkeit und sie werden Verantwortung für ihre Wohnumgebung übernehmen (Flade, 2006, Proshansky et al., 1983). Hierbei spielen neben der Möglichkeit zur Partizipation auch weitere Faktoren, wie das Image einer Stadt und der persönliche Bezug zu dieser (Geburtsort, Familie, Freundeskreis, Vereinstätigkeit, etc.) eine entscheidende Rolle (Lalli, 1989; Schneider, 1986; Treinen, 1974).



Kremser Altstadt - Steinertor

Ausgehend von einer theoretischen Abhandlung der Konzepte Lebensqualität, Identifikation und Partizipation im städtischen Raum wurde in der vorliegenden Diplomarbeit ein Interview-Leitfaden entwickelt und eine ExpertInnen-Befragung im Altstadtbereich der niederösterreichischen Stadt Krems durchgeführt.

Im Forschungsinteresse liegt die Erfassung der subjektiv wahrgenommenen Lebensqualität in der Kremser Altstadt. Ein besonderer Fokus wird dabei auf die Erhebung der Bedürfnisse ihrer BewohnerInnen gelegt, da erst die Kenntnis individueller Wünsche und Bedürfnisse eine für alle Beteiligten akzeptable Integration in städtische Entwicklungsprozesse ermöglicht und somit zur Aufrechterhaltung bzw. Erhöhung der Lebensqualität jedes Einzelnen, als auch der Stadt als Gesamtes beiträgt.

Von weiterem Interesse ist, ob sich die BewohnerInnen der Kremser Altstadt mit ihrer Wohngegend identifizieren können und welche identitätsstiftenden Elemente in diesem Stadtteil vorhanden sind.



Kremser Altstadt - Jugendlokal Avalon Exil

Die im Rahmen dieser Studie gewonnenen Daten zeigen Tendenzen in verschiedene Richtungen auf und werden in ein Nachhaltigkeitskonzept der Stadt Krems einfließen, das in Kooperation mit der „Zukunftskonferenz Krems“ (www.krems.at) erarbeitet wird.

Theoretischer Teil

1. Psychologie und Umwelt

In der Psychologie haben sich etliche Strömungen entwickelt, die auf die Mensch-Umweltbeziehung eingehen. Einige dieser Strömungen werden in diesem Kapitel thematisiert. Beginnend mit einer Darstellung der Umweltpsychologie, werden die Gemeinde-, die Architektur- und die Stadtpsychologie vorgestellt.

1.1. Umweltpsychologie

Die Umweltpsychologie ist ein relativ junger Teilbereich der Psychologie, der sich mit den Wechselwirkungen zwischen Mensch und Umwelt befasst.

Unter **Umwelt** versteht man dabei die „Gesamtheit aller Prozesse und Räume, in denen sich die Wechselwirkung zwischen Natur und Zivilisation abspielt“ (Wissenschaftsrat, 1994, Band 1, S.19; zit. n. Hellbrück & Fischer, 1999, S.24). Die Aufgabengebiete der Umweltpsychologie sind sehr breit gefächert (Abfallvermeidung, nachhaltige Stadtentwicklung, Umweltmediation etc.) und oft interdisziplinär ausgerichtet.

Im deutschen Sprachraum findet man neben dem Begriff Umweltpsychologie auch die alternativen Bezeichnungen Ökologische Psychologie und Ökopsychologie. Während manche AutorInnen diese Begriffe synonym benutzen, fassen andere wiederum Umweltpsychologie als ein Teilgebiet der Ökologischen Psychologie bzw. Ökopsychologie auf (Hellbrück & Fischer, 1999).

1.1.1. Geschichte der Umweltpsychologie

Die Ursprünge der Umweltpsychologie sind eng mit Willy Hellpach verbunden, der den Begriff „Psychologie der Umwelt“ (1924) prägte. Er beschäftigte sich mit der Wirkung der Großstadt auf die Psyche des Menschen, sowie mit klimatischen Einflüssen auf den Menschen in seiner Geopsychologie (1939).

Weitere Personen, die mit der Entstehung der Umweltpsychologie in enger Verbindung stehen, sind der Biologe Jakob von Uexküll, sowie die beiden Psychologen Kurt Lewin und Roger Barker. Von Uexküll (1921) verstand Umwelt als Einheit von Subjekt und Umgebung und brachte diese Begriffsauffassung in die Wissenschaft ein. Lewin beschäftigte sich in seiner Feldtheorie (1982) mit der Wechselbeziehung zwischen Umwelt und Person auf das Verhalten einer Person. Sein amerikanischer Schüler Roger Barker entwickelte diese Theorie weiter, indem er sich der Analyse von behavior setting zuwandte (Hellbrück & Fischer, 1999, S.23; Kruse et al., 1996).

Das Erkennen ökologischer Folgen wirtschaftlichen Fortschritts führte in den sechziger Jahren ausgehend von den USA zur Entwicklung von speziellen Forschungseinrichtungen, die sich mit umweltrelevanten Problemen auseinandersetzen und zur Entstehung eines Umweltbewusstseins beitrugen.

Weitere Impulse kamen aus den misslungenen Wohnbauprojekten der Nachkriegszeit. Um der Bevölkerung rasch günstige Wohnungen anbieten zu können, wurden sogenannte Satellitenstädte errichtet, die in ihrer Konstruktion psychologische Einflussgrößen auf die Lebensqualität ignorierten. Die Folge dieser verfehlten Bauprojekte waren erhöhte Kriminalitätsraten, Vandalismus, Isolation, Ghettoisierung etc.

Aus diesen historischen Anfängen heraus, kann die Geburtsstunde der zeitgenössischen Umweltpsychologie auf das Jahr 1974 datiert werden, als auf einem Kongress der Deutschen Gesellschaft für Psychologie erstmals ein Symposium über Umweltpsychologie stattfand. Seitdem findet diese Teildisziplin der Psychologie zunehmend Eingang in Lehrpläne, eigene Fachzeitschriften werden publiziert, Kongresse finden statt und Forschungseinrichtungen entstehen (Kruse et al., 1996; Graumann, 1978).

Obwohl die Umweltpsychologie in ihrer heutigen Gestalt eine recht junge Disziplin darstellt, verfügt sie bereits über zahlreiche Modelle und Theorien umweltrelevanten Verhaltens, da sie auf Erkenntnisse aus der Psychologie zurückgreifen kann (Schahn, 1993).

1.2. Gemeindepsychologie

Unter Gemeindepsychologie (engl.: community psychology) ist jene Strömung in der Psychologie zu verstehen, die sich mit gesundheitlichen Aspekten von Personen und Gruppen unter gesellschaftlichen und kulturellen Bedingungen auf lokaler als auch regionaler Ebene beschäftigt. Psychosoziales Wohlbefinden und Belastung entstehen im Spannungsverhältnis zwischen individuellen Bedürfnissen und den vorhandenen sozialen und materiellen Ressourcen in der Lebensumwelt der Person bzw. Gruppe. Die Gemeindepsychologie zielt auf die Erhöhung des Wohlbefindens ab, indem sie Personen und Gruppen hilft, Ressourcen zu nutzen (Keupp, 1995).

Die Entstehung gemeindepsychiatrischer Zentren in den sechziger Jahren führte in den USA zur Entwicklung der Gemeindepsychologie, die aus der Klinischen Psychologie hervorging. Ein Jahrzehnt später entstand aufgrund der Kritik an psychiatrischen Versorgung und dem Wunsch nach bürgernahen Versorgungseinrichtungen die Gemeindepsychologie auch in Deutschland (Keupp, 1995).

1.3. Architekturpsychologie

Architekturpsychologie stellt jenen Bereich der Psychologie dar, der sich mit dem menschlichen Erleben und Verhalten in gebauter Umwelt beschäftigt (Richter, 2008). Architektur muss den Bedürfnissen ihrer NutzerInnen angepasst sein, Schutz vor äußeren Einflüssen bieten (Hitze, Kälte, Lärm etc.) und Handlungsmöglichkeiten fördern.

Bei der Architekturpsychologie handelt es sich um eine sehr junge Disziplin, die in ihrer zeitgenössischen Form erst seit zirka dreißig Jahren existiert. Anstöße zur Entstehung der Architekturpsychologie kamen in Amerika und Europa von der gemeinsamen Gestaltung von Krankenhäusern durch MedizinerInnen, PsychologInnen und ArchitektInnen (Bär, 2008).

1.4. Stadtpsychologie

Unter Stadtpsychologie wird „die Anwendung der Psychologie auf Probleme der Stadt, ihrer Entwicklung sowie der Stadtplanung“ verstanden (Mieg & Hoffmann, 2006, S.3).

Die Wurzeln der Stadtpsychologie reichen bis zu Willy Hellbach zurück, der sich in seinem Buch „Mensch und Volk der Großstadt“ (1939) mit Städten auf einer wissenschaftlichen Ebene beschäftigte. Während in der Soziologie die Stadt als Forschungsgegenstand schon früh erkannt wurde (z. B. Simmel, 1903; Chicagoer Schule; Wirth, 1974), fristete dieser Forschungszweig in der Psychologie für lange Zeit ein Schattendasein und gewann erst in den vergangenen Jahren an Aktualität.

Eine Vorreiterrolle in Österreich kommt hierbei der Psychologin Cornelia Ehmayer zu, die 2001 die Stadtpsychologie in Wien ins Leben rief (www.stadtpsychologie.at). Ehmayer betrachtet Städte als lebendige, sich ständig verändernde und lernfähige Wesen und legt ihr wissenschaftliches Interesse auf „die Wechselwirkung zwischen der Stadt als Wesen und dem Menschen als Stadtwesen“ (Ehmayer, 2006, S.128). Für eine zukunftsfähige Stadtentwicklung ist es nach Ehmayer wesentlich Wege zu finden, „die mit dem ganzheitlichen Wachstum einer Stadt korrespondieren“ (Ehmayer, 2006, S.128) und die die Lebensqualität ihrer BewohnerInnen erhöhen. Moderne Stadtentwicklung muss auf die Bedürfnisse ihrer BewohnerInnen eingehen. Um dies gewährleisten zu können, adaptierte und entwickelte Ehmayer partizipative Methoden (wie beispielsweise die Aktivierende Stadtdiagnose) mit dem Ziel, die Identifikation der BewohnerInnen zu fördern.

Ein Grund warum die Stadtpsychologie einen Aufschwung erfährt liegt darin, dass weltweit mittlerweile über die Hälfte der Menschen in Städten lebt und Städte somit die dominante Umwelt des modernen Lebens darstellen. In der westlichen Welt leben sogar rund 80% aller Menschen in urbanen Gebieten (Redaktion Umweltpsychologie, 2005).

Städte stellen Mensch-Umwelt-Systeme dar, zu deren Verständnis nicht zuletzt der Einbezug räumlicher und wirtschaftlicher Komponenten nötig ist. Sie bilden den Organisationsrahmen für Arbeit, Wohnen, Freizeit und Einkaufen.

Städte sind sehr komplexe Gebilde. Um diesen Lebensraum umfassend erforschen zu können und die Erkenntnisse praktisch nutzbar zu machen, arbeitet die Stadtpsychologie eng mit anderen Wissenschaftsdisziplinen zusammen. Forschungsfelder ergeben sich dabei v. a. in den Bereichen nachhaltige Stadtentwicklung, BürgerInnenbeteiligung, Wohnzufriedenheit, gesundheitsrelevante Aspekte sowie bei städtischen Phänomenen wie Crowding und Ortsbindung (Mieg & Hoffmann, 2006).

2. Mensch und Umwelt

Der Mensch ist Teil der Natur, wird von dieser beeinflusst und wirkt gleichzeitig auf diese ein. Durch menschliche Eingriffe entstehen künstliche Umwelten.

Um eine verständlicher Darstellung dieses komplexen Beziehungsgeflechts zwischen Mensch und Umwelt gewährleisten zu können, werden eingangs die Begriffe Natur, Kultur und Zivilisation definiert (Hellbrück & Fischer, 1999):

Unter dem Begriff **Natur** „versteht man alle anorganischen (unbelebte Natur) und organischen Erscheinungen (belebte Natur), die *ohne Zutun des Menschen* existieren bzw. sich entwickeln.“ (S.24).

Der Mensch verfügt über die geistige Fähigkeit, die Natur zu gestalten. Er benutzt seine technischen, wissenschaftlichen, künstlerischen Fähigkeiten um die Natur nach seinen Wünschen zu verändern, schafft somit **Kultur**.

Unter **Zivilisation** sind die verbesserten Lebensbedingungen einer Bevölkerung zu verstehen, die durch technische und wissenschaftliche Errungenschaften erreicht wurden.

Der Mensch ist Teil dreier Umwelten: der natürlichen, der kulturellen und der sozialen Umwelt. Diese Einteilung geht auf den Psychologen und Mediziner Willy Hellpach (1939) zurück und ist noch heute aktuell (Hellbrück & Fischer, 1999).

2.1. Bronfenbrenners Modell

Nach Bronfenbrenner (1996) ist der Mensch in fünf Systeme der Umwelt eingebettet, die er sich im Laufe seiner Entwicklung erschließt: Mikro-, Meso-, Exo-, Makro-, und Chronosystem (siehe Abbildung 1).

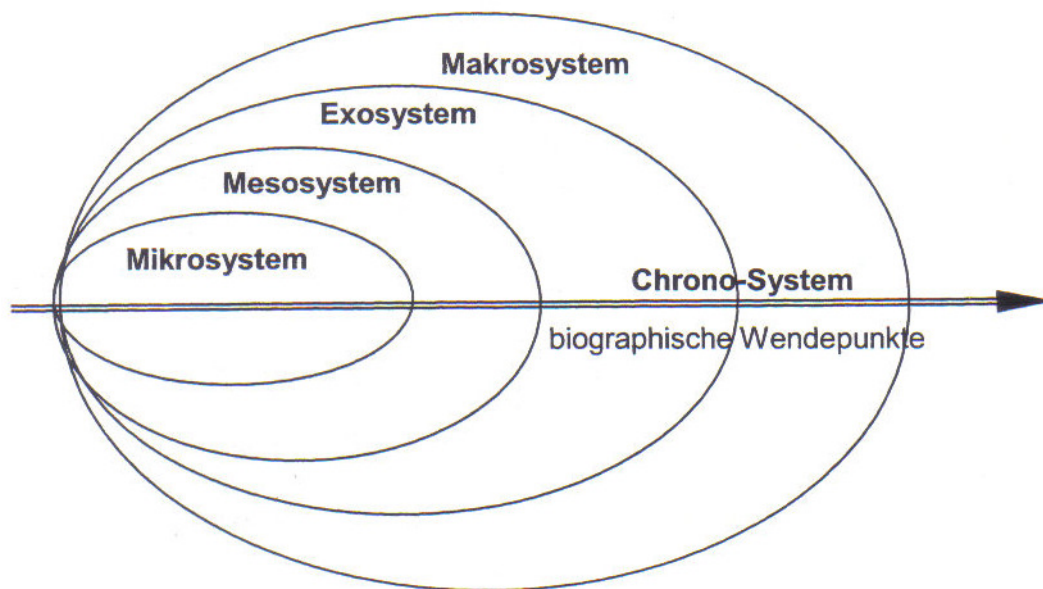


Abbildung 1: Das ökologische Entwicklungsmodell nach Bronfenbrenner (Quelle: Dreher, 2004, S.15)

Bronfenbrenner (1981, S.37, zit. n. Bronfenbrenner, 1996, S.76) versteht die Ökologie der menschlichen Entwicklung als fortschreitende und wechselseitige „Anpassung zwischen dem aktiven, sich entwickelten Menschen und den wechselnden Eigenschaften seines unmittelbaren Lebensbereiches. Dieser Prozess wird fortlaufend von den Beziehungen dieser Lebensbereiche untereinander und von den größeren Kontexten beeinflusst, in die sie eingebettet sind.“

Dieses Modell verdeutlicht die gegenseitige Abhängigkeit von Mensch und Umwelt. Im Laufe der Entwicklung erschließt sich der Mensch seine Umwelt fortschreitend, verändert diese indem er sie gestaltet und wird in gleicher Weise durch die sich verändernde Umwelt geprägt. Unterschiedliche Lebensbereiche sind durch verschiedene Umwelten gekennzeichnet, die ineinander greifen und zueinander in Verbindung stehen. Weiters tragen die unterschiedlichen Systeme auch indirekten Einflüssen Rechnung (z.B. väterliches Verhalten auf die Mutter-Kind-Beziehung).

Zusätzlich wird in diesem Modell die zeitliche Dimension berücksichtigt, die sowohl auf den Menschen als auch auf die Umwelt wirkt (Bronfenbrenner, 1996).

Das **Mikrosystem** ist ein Muster von Aktivitäten, zwischenmenschlichen Beziehungen und Rollen innerhalb eines gegebenen Lebensbereiches. Ein Lebensbereich wird dabei als ein Ort aufgefasst, an dem eine Person in direkten Kontakt mit anderen treten kann.

Das **Mesosystem** umschließt jene Lebensbereiche und ihre Beziehungen zueinander, in denen die (sich entwickelnde) Person aktiv beteiligt ist. Verbindungen unter diesen Lebensbereichen können durch direkte Beteiligung der Person an mehreren Lebensbereichen, über Mittelspersonen, durch Kommunikation zwischen den Lebensbereichen und durch die Kenntnis über andere Lebensbereiche hergestellt werden.

Das **Exosystem** umfasst Lebensbereiche, an denen die (sich entwickelnde) Person nicht aktiv beteiligt ist, in denen allerdings Ereignisse stattfinden, die ihren Lebensbereich beeinflussen oder vice versa von diesem beeinflusst werden. Das Exosystem eines Kindes besteht beispielsweise aus den Arbeitsplätzen seiner Eltern oder der Schule seiner Geschwister.

Das **Makrosystem** nimmt Bezug auf formale und inhaltliche Ähnlichkeiten des Mikro-, Meso- und des Exosystems, die in einer bestimmten (Sub-)Kultur vorhanden sind. Es schließt die in ihnen bestehenden Weltanschauungen und Ideologien mit ein.

Das **Chronosystem** bringt die zeitliche Dimension in das Modell ein und kennzeichnet markante biographische Übergänge. Es bezieht sich auf den zeitlichen Wandel, den die Person als auch das Umweltsystem durchlaufen. In einer engen Auffassung vom Chronosystem handelt es sich dabei um spezielle Ereignisse im Leben einer Person. Diese können normativer (Ereignisse, die für gewöhnlich in jeder Lebensgeschichte vorkommen, wie beispielsweise Schuleintritt) oder idiosynkratischer Art sein (außergewöhnliche Ereignisse, beispielsweise Scheidung, Unfälle, Todesfälle etc.). Das Chronosystem im weiteren Sinn befasst sich mit einer

Kette von Ereignissen, betrachtet über einen längeren Zeithorizont (kumulierte Biographie).

2.2. Der Behavior Setting Ansatz

Das Behavior Setting Konzept hebt die Relation von Verhalten und Umwelt als auch die Bedeutung von soziokulturellen und institutionellen Rahmenbedingungen für effiziente Planungsprozesse hervor (Richter, 2008). Weiters stehen behavior settings in direkten Bezug zur Lebensqualität und werden daher an dieser Stelle einer näheren Betrachtung unterzogen.

Barker (1968) beobachtete, dass sich je nach Umgebung das Verhalten von Personen ändert. Er schloss daraus, dass diese intra- und interindividuelle Variabilität im Verhalten weniger auf unterschiedliche Motive und Eigenschaften zurückzuführen ist als auf überindividuelle Kontexte, für die er den Begriff „behavior setting“ einführte (Hellbrück & Fischer, 1999; Kaminski, 1996, S.154).

Kaminski (1996, S.154) definiert behavior setting als „ein raumzeitlich konkret eingrenzbares – oft interaktives – Handlungsgeschehen, das sich in wiederkehrenden Verhaltensmustern (*standing patterns of behavior*) verwirklicht und dabei in seine physischen Umgebungsbedingungen (das *Milieu*) eingepaßt („*synomorph*“ zu ihnen) ist.“

Durch Sozialisierungsprozesse werden die Bedeutungen von Umgebungsbedingungen und die mit ihnen verbundenen Handlungsmöglichkeiten gelernt.

Ein behavior setting zeichnet sich durch bestimmte Verhaltensmuster und einer geordneten Abfolge von Ereignissen, ähnlich einem (sich selbst regelnden) Programm, aus. Während die Verhaltensmuster eines behavior settings gegen Änderungen immun sind, sind dessen NutzerInnen scheinbar beliebig austauschbar (Richter, 2008).

Die Analyse von behavior settings gibt Aufschluss darüber, wie viele Handlungsmöglichkeiten eine Umgebung seinen/ihren NutzerInnen bietet und somit auch über die Lebensqualität in dieser Umgebung, da behavior settings zur

Befriedigung von Bedürfnissen genutzt werden. Je mehr behavior settings vorhanden sind, desto zahlreicher sind die Möglichkeiten, sich am öffentlichen Leben eines Ortes zu beteiligen (Wahlfreiheit zwischen unterschiedlichen Handlungsräumen) (Fischer, 1995). Die Untersuchung von behavior settings erfolgt über sogenannte Verhaltensstrom-Analysen, in denen das Verhalten in einem bestimmten Kontext präzise über einen längeren Zeitraum beobachtet und analysiert wird (Hellbrück & Fischer, 1999). Bei dieser aufwändigen Analyse werden die behavior settings anhand ihrer Auftretensdauer und –häufigkeit, TeilnehmerInnenanzahl und –art, prozentuellen Anteile von Handlungsmustern (ästhetische, erzieherische u.a. Aktivitäten) und Verhaltensmechanismen (affektives, sprachliches, kognitives, motorisches Verhalten) sowie Rollen ihrer NutzerInnen untersucht (Kaminski, 1996, S.154f.; Richter, 2008). Dadurch werden Zusammenhänge zwischen bestimmten physisch-räumlichen Kontextbedingungen und kollektiven Verhaltensweisen aufgedeckt.

3. Lebensqualität und Wohlbefinden

Wie eingangs erwähnt lebt mittlerweile die Hälfte der Menschen weltweit in Städten. Während die Stadt ihren BewohnerInnen viele ökonomische und infrastrukturelle Vorteile bietet, kommt es in dicht besiedelten Gebieten auch zu vielen Problemen (Umweltverschmutzung, Lärm, Verkehrsüberlastungen, Kriminalität, Anonymität, Ghettoisierung etc.). Fragen zur Lebensqualität kommt vor dem Hintergrund der zunehmenden Urbanisierung ein zentraler Stellenwert zu. Um positive wie auch negative Auswirkungen des städtischen Lebens aufzudecken, wird in diesem Kapitel ein Einblick in die Forschung zur Lebensqualität gegeben.

3.1. Definition von Lebensqualität

Unter dem Begriff Lebensqualität (engl.: quality of life) werden „jene (möglichst objektiv erhebbaren) Existenzbedingungen des Menschen zusammengefaßt, die im allgemeinen zu einer Verbesserung der individuellen Lebenszufriedenheit führen.“ (Maderthaner, 1995, S. 176).

Mayring (1991, S.53) versteht unter Lebensqualität „eine Kombination von subjektivem Wohlbefinden und positiven objektiven Lebensbedingungen“.

Die WHO definiert Lebensqualität „als die individuelle Wahrnehmung der eigenen Lebenssituation im Kontext der jeweiligen Kultur und des jeweiligen Wertesystems und in Bezug auf die eigenen Ziele, Erwartungen, Beurteilungsmaßstäbe und Interessen“ (vgl. The WHOQOL-Group, 1994, zit. n. Schumacher et al., 2003, S.11).

3.2. Dimensionen der Lebensqualität

Wie aus der ersten Definition von Lebensqualität (Maderthaner, 1995, S. 176) hervorgeht, werden zur Erhebung der Lebensqualität meist objektive Indices (Luft- und Wasserbelastungswerte, Kriminalitätsstatistiken, Einkommenshöhe etc.) herangezogen. Die Lebensqualität des Menschen hängt allerdings stark von der Befriedigung seiner individuellen Bedürfnisse ab und ist nur zum Teil über diese objektiven Indikatoren erfassbar (Bullinger, 1998; Maderthaner, 1995, S.172).

Korczak (1995) verweist darauf, dass die Lebensqualität zwei Dimensionen hat: eine subjektive und eine objektive. Die **subjektive Dimension** von Lebensqualität besteht in der individuellen „Befriedigung der eigenen Bedürfnisse, die Zufriedenheit, Wohlbefinden und Glück hervorruft“ (Korczak, 1995, S.15) und steht immer in einer engen Beziehung zur objektiven Lebensqualität. Während die **objektive Dimension** von Lebensqualität über festgelegte Indices (Umwelt, Wohlstand, Kultur, Sicherheit, Versorgung und Gesundheit) quantitativ erfassbar ist, bedarf es zur Erhebung der subjektiven Komponente spezieller, an den Betroffenen/die Betroffene angepasste, Erhebungsmethoden.

3.3. Lebensqualität im Vergleich zu Wohlbefinden

Die Begriffe Lebensqualität, Wohlbefinden (engl. well-being) und Glück (engl. happiness) werden häufig synonym verwendet. Diese unterschiedlichen Bezeichnungen für dasselbe Konstrukt kamen deswegen zustande, weil sich die Forschungen zur Lebensqualität und zum Wohlbefinden in unterschiedlichen Wissenschaften weitgehend parallel und unabhängig voneinander entwickelt haben. Der Begriff Lebensqualität war ursprünglich eher in den Sozialwissenschaften und in der Medizin zu finden, wohingegen der Begriff Wohlbefinden eher in der Psychologie beheimatet ist. Eine konzeptuelle Unterscheidung zwischen diesen Begriffen ist nicht möglich, da sie meist synonym verwendet werden oder „Lebensqualität über Aspekte

des Wohlbefindens definiert wird“ (Schumacher et al., 2003, S.11). Erst seit kurzem sind Bemühungen zu verzeichnen, diese Begriffe zu integrieren.

3.4. Strukturmodell des Wohlbefindens

Becker (1991) schlägt ein Strukturmodell des Wohlbefindens vor. Er unterscheidet zwischen aktuellem Wohlbefinden und habituellem Wohlbefinden. Unter aktuellem Wohlbefinden wird die momentane Befindlichkeit einer Person verstanden, die „positiv getönte Gefühle, Stimmungen und körperliche Empfindungen sowie das Fehlen von Beschwerden umfaßt“ (S.13). Beim habituellen Wohlbefinden handelt es sich um „*Urteile über aggregierte emotionale Erfahrungen*“ (S.15) (allgemeines Wohlbefinden in den letzten Wochen/Monaten) und es gilt „als relativ stabile Eigenschaft“ (S.13). Durch die Kombination dieser beider Formen des Wohlbefindens mit dem, von ihnen als unabhängig aufzufassenden, psychischen und physischen Wohlbefinden, ergeben sich vier Formen des Wohlbefindens:

1. **Das aktuelle psychische Wohlbefinden** bezieht sich auf positive Gefühle (z.B. Freude, Glücksgefühle), positive Stimmungen (z.B. Entspannung, positive Erregung) und auf eine aktuelle Freiheit von Beschwerden.
2. **Das habituelle psychische Wohlbefinden** setzt sich zusammen aus dem seltenen Auftreten negativer Gefühle und Stimmungen (habituelle Beschwerdefreiheit) und dem häufigen Vorhandensein positiver Gefühle und Stimmungen.
3. **Das aktuelle physische Wohlbefinden** umfasst aktuelle positive körperliche Empfindungen (z.B. Vitalität, Lustempfinden) und eine aktuelle Beschwerdefreiheit.
4. **Das habituelle physische Wohlbefinden** beinhaltet eine habituelle Beschwerdefreiheit und habituelle positive körperliche Empfindungen.

Habituelles psychisches Wohlbefinden wirkt sich auf weitere psychische Prozesse positiv aus. So zeigen Personen mit hoher Lebensfreude ein stärkeres Interesse an politischer Partizipation, eine größere Offenheit zu sozialer Kontaktaufnahme, ein erhöhtes Engagement an Lebensprozessen etc. (Veenhoven, 1988, zitiert nach Maderthaner, 1998, S.498).

Nach Mayring (1991, S.52) resultiert Zufriedenheit aus der kognitive Bewertung dieser Wohlbefindensaspekte.

3.5. Lebensqualität und Gesundheit

Seit den letzten 20 Jahren hat sich in der Forschung zur Lebensqualität ein Trend in Richtung individuumsbezogener Betrachtung der Lebensqualität abgezeichnet. Gesundheitsrelevante Bereiche rückten in den Vordergrund (Schumacher et al., 2003). Diese Erweiterung des Fokus steht in Zusammenhang mit einem Wandel der Begriffsauffassung von Gesundheit. Wurde Gesundheit lange Zeit lediglich als Abwesenheit von Krankheit gesehen und vorwiegend über Indikatoren wie Mortalität und Morbidität gemessen, versteht man heute **Gesundheit** laut WHO auch als „Wohlbefinden in psychischer, körperlicher und sozialer Hinsicht“ (Bullinger, 1998, S.83). Diese Definition von Gesundheit orientiert sich am Prinzip der Salutogenese, das Gesundheit und Krankheit als Eckpunkte eines Kontinuums betrachtet und den Wandel von einer defizitorientierten Denkweise hin zu einer ressourcenorientierten widerspiegelt (Margraf, 1998). Neben der klinischen Symptomatik sind der Umgang des Patienten mit seiner Krankheit, sein subjektives Erleben und sein soziales Umfeld von Interesse.

3.6. Gesundheitsbezogene Lebensqualität

Unter dem Begriff der gesundheitsbezogenen Lebensqualität ist ein „multidimensionales Konstrukt [zu verstehen], das körperliche, emotionale, mentale, soziale, spirituelle und verhaltensbezogene Komponenten des Wohlbefindens und der Funktionsfähigkeit (des Handlungsvermögens) aus der subjektiven Sicht der Betroffenen beinhaltet“ (Schumacher et al., 2003, S.10).

3.6.1. Determinanten der gesundheitsbezogenen Lebensqualität

Wie aus Abbildung 2 ersichtlich wirken mehrere Determinanten auf die Gesundheit bzw. gesundheitsbezogene Lebensqualität ein. Auf der Mikroebene sind dies Personenvariablen (Alter, Geschlecht, genetische Faktoren) und auf der Makroebene soziökonomische, kulturelle und umweltbezogenen Bedingungen. Weiters werden der individuelle Lebensstil, soziale und kommunale Einflüsse und Lebens- als auch

Arbeitsbedingungen in Bezug auf die gesundheitsbezogene Lebensqualität berücksichtigt.

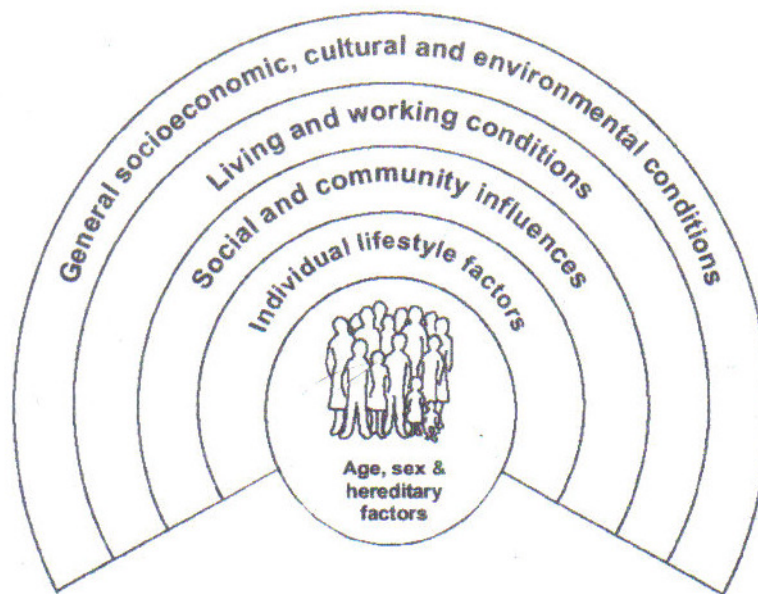


Abbildung 2: Rahmenbedingungen gesundheitsbezogener Lebensqualität
(Quelle: Menke et al., 2003, p.77)

Dieser Abbildung kann entnommen werden, dass zur Erhöhung bzw. Aufrechterhaltung der gesundheitsbezogenen Lebensqualität das Vorhandensein interner und externer Ressourcen entscheidend ist. Interne Ressourcen sind psychischer und physischer Natur (Kontrollüberzeugung, körperliche Verfassung etc.). Die externen Ressourcen sind beruflicher (Einkommen, gesundheitsfördernde Arbeitsbedingungen, Weiterbildungsmöglichkeiten etc.), lebensraumbezogener (Infrastruktur, schadungsfreie Wohnmöglichkeit etc.), sozialer (soziale Einrichtungen), gesellschaftlicher (Gesundheitssystem, Grundsicherung etc.) und sozioökonomischer Art (Menke et al. 2003).

4. Partizipation und Stadtentwicklung

In Stadtplanungsprojekten wurden lange Zeit die Wünsche und Bedürfnisse ihrer NutzerInnen außer Acht gelassen. Erst in den letzten Jahren ist das Bewusstsein für die positiven Wirkungen partizipativer Maßnahmen in der Stadtentwicklung (Abbau von Reaktanz, verstärktes soziales Engagement etc.) gewachsen.

Obwohl es kein bundesweit einheitliches Gesetz zur BürgerInnenbeteiligung bei Planungsmaßnahmen gibt, ist diese (mit regionalen Unterschieden) im Gesetzestext verankert (formelle Beteiligung). So sieht beispielsweise das niederösterreichische Raumordnungsgesetz unter dem Paragraphen § 20a vor, dass das Land die Gemeinden bei der Durchführung von Dorf- und Stadterneuerungsmaßnahmen, die auf Initiativen und unter Beteiligung der BürgerInnen erfolgen, zu unterstützen hat (NÖ Raumordnungsgesetz 1976). Weiters wurden auf Initiative des Bundeskanzleramtes und des Bundesministeriums für Land- und Forstwirtschaft, Umwelt und Wasserwirtschaft im Jahr 2008 „Standards der Öffentlichkeitsbeteiligung“ entwickelt, die als Empfehlungen für die Praxis angesehen werden können und bei der Vorbereitung, Durchführung sowie bei Monitoring und Evaluierungen von Beteiligungsprozessen als Unterstützung dienen (www.partizipation.at).

Um effektive und zukunftsfähige stadtplanerische Interventionen gewährleisten zu können, müssen also einerseits die Bedürfnisse der BewohnerInnen und ihre subjektiven Beurteilungsstandards (individuelle Interventionen) miteinbezogen werden, als auch objektive Lebensbedingungen (gesellschaftliche Interventionen) optimiert werden (Maderthaner, 1998, S.498). Eine Integration dieser beiden Bereiche bei städtebaulichen Projekten trägt zu einer Erhöhung der Lebensqualität im städtischen Raum bei.

4.1. Definitionen zur Partizipation (Beteiligung)

Unter **Öffentlichkeit** versteht man „einen offenen und unbegrenzten Personenkreis, alle Mitglieder und Organisationsformen einer Gesellschaft.“ (Standards der Öffentlichkeitsbeteiligung, 2008, S.13).

Unter **BürgerInnenbeteiligung** ist die Beteiligung von BürgerInnen als Einzelpersonen oder Bürgerinitiativen an Vorhaben zu verstehen, die „ihre Interessen als Privatpersonen oder als Gruppe von Privatpersonen“ (Arbter et al., 2005, S.7) einbringen (**breite Öffentlichkeit**).

Mit dem Begriff **Öffentlichkeitsbeteiligung** ist „die Einbindung verschiedener AkteurInnengruppen in einen Beteiligungsprozess – einzelne BürgerInnen und BürgerInneninitiativen ebenso wie VertreterInnen von Interessengruppen wie etwa Umweltorganisationen, Jugendvereine oder Kammern, die stellvertretend die Anliegen ihrer Gruppe einbringen“ (Arbter et al., 2005, S.7) gemeint.

Diese InteressensvertreterInnen, die sich durch klare organisatorische Strukturen und einer langfristigen Zielsetzung auszeichnen, werden als **organisierte Öffentlichkeit** bezeichnet (Standards der Öffentlichkeitsbeteiligung, 2008, S.13).

4.2. Stufen der Öffentlichkeitsbeteiligung

Je nach Grad der Intensität kann die Beteiligung der Öffentlichkeit in unterschiedlichen Formen stattfinden (siehe Abbildung 3).

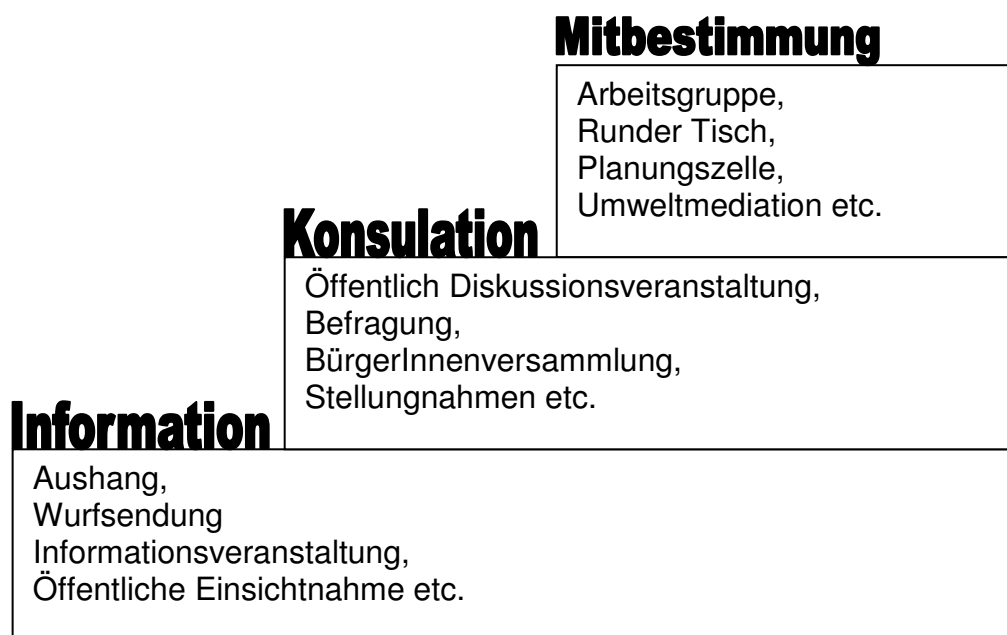


Abbildung 3: Intensitätsstufen der Öffentlichkeitsbeteiligung (Quelle: Arbter et. al, 2005, S.10)

4.2.1. Informative Öffentlichkeitsbeteiligung (Information)

Die beteiligten Personen bzw. Personengruppen erhalten Informationen über geplante Maßnahmen oder getroffene Entscheidungen. Die Kommunikation verläuft von den Planungs- und/oder EntscheidungsträgerInnen zur Öffentlichkeit, also nur in einer Richtung und die Beteiligten können keinen Einfluss darauf ausüben (Standards der Öffentlichkeitsbeteiligung, 2008, S.13).

4.2.2. Konsultative Öffentlichkeitsbeteiligung (Konsultation)

Die beteiligten Personen bzw. Personengruppen können zu Fragen oder Entwürfen Stellung nehmen. Hier verläuft die Kommunikation in beide Richtungen, nämlich von den Planungs- und/oder EntscheidungsträgerInnen zur Öffentlichkeit als auch zurück. Auf diese Weise können die Beteiligten je nach eingesetztem Verfahren (Befragung, öffentliche Diskussionsveranstaltungen etc.) die Entscheidung im unterschiedlichen Ausmaß beeinflussen (ebenda, S.13).

4.2.3. Kooperative Öffentlichkeitsbeteiligung (Mitbestimmung)

Die beteiligten Personen bzw. Personengruppen haben die Möglichkeit zur Mitbestimmung. Die Kommunikation zwischen Planungs- und/oder EntscheidungsträgerInnen und Öffentlichkeit ist wechselseitig und intensiv. „Der Grad der Entscheidungsfindung ist groß und kann bis zur gemeinsamen Entscheidungsfindung mit den politischen EntscheidungsträgerInnen reichen.“ (Standards der Öffentlichkeitsbeteiligung, 2008, S.14)

4.3. Phasen der Partizipation

Partizipative Maßnahmen können in unterschiedlichen Phasen von Planungsvorhaben oder Veränderungsprozessen zum Einsatz kommen (Standards der Öffentlichkeitsbeteiligung, 2008, S.7; Maderthaner, 1998; Flade, 2006):

Schon **in der Vorbereitungsphase** von Planungsmaßnahmen

Während ihrer **Durchführung**

Im Anschluss an Planungsmaßnahmen (Evaluierung und Monitoring; z.B. durch Beteiligung in einer Monitoringgruppe)

In Phasen der Nutzung (z.B. Mitverwaltung eines Wohnobjektes)

4.4. Methoden zur Partizipation

Je nach Intensitätsstufe, vorgesehener Dauer und TeilnehmerInnenanzahl lassen sich unterschiedliche Methoden der Öffentlichkeitsbeteiligung unterscheiden. Tabelle 1 bietet einen Überblick über die unterschiedlichen Methoden, ihrer Verortung in dem Stufenmodell der Beteiligung, inklusive Kurzbeschreibung der einzelnen Verfahren,

Angabe zur Dauer der Beteiligung und Anzahl der TeilnehmerInnen. Eine umfassendere Beschreibung finden Sie auf www.partizipation.at/methoden.html bzw. bei Arbter et al. (2005, S.58ff.).

Methoden	Kurzbeschreibung	Beteiligungsstufe	Dauer	Gruppengröße
Agenda Konferenz	Aus dem Lokalen Agenda 21 Prozess entwickelte Methode, um in einem Prozess den aktuellen Stand zu resümieren, diesen gemeinsam zu bewerten, Ziele für die Zukunft zu entwickeln und Aktionen anzustoßen.	K + M	1 Tag - 1 Woche	groß
Aktivierende Befragung	BürgerInnen werden nach ihren Meinungen und Einstellungen gefragt und gleichzeitig dazu angeregt und ermutigt, für ihre Interessen einzutreten und bei der Entwicklung von Lösungen in ihrem Wohnumfeld mitzuwirken.	K	einige Tage bis zu Monaten	groß
Anwaltsplanung	BürgerInnen werden durch einen "Anwalt" (nicht im juristischen Sinne zu verstehen, meist ein/e PlanerIn) in Planungsangelegenheiten fachlich beraten, unterstützt und in kommunalen und staatlichen Gremien vertreten.	M	mehrere Monate	groß
BürgerInnenrat	Setzt sich aus 12 nach dem Zufallsprinzip ausgewählten BürgerInnen zusammen und ist eine einfache, kostengünstige und rasche Möglichkeit, Selbstorganisation und Eigenverantwortung von BürgerInnen zu stärken.	K	2 Tage	klein
BürgerInnenversammlung	Eine BürgerInnenversammlung bietet die Möglichkeit, Interessierte und Betroffene über ein Vorhaben zu informieren und die Aspekte des Vorhabens öffentlich zu erörtern.	I+K	1 Tag	groß
Delphi-Befragung	Systematisches, mehrstufiges Verfahren, bei dem ExpertInnen zu bestimmten Themen befragt werden.	K	mehrere Monate	klein bis groß
Dialog	Ziel des Dialogs ist es, etwas Gemeinsames oder etwas Neues für eine Gruppe zu schaffen. Es geht nicht um einen Austausch von Meinungen, sondern darum, die Annahmen und Bewertungen zu erkennen, die hinter den Meinungen stehen.	M	von 40 Min. bis zu 3 Stunden	klein bis groß
Fish Bowl	Einfache, aber dynamische Alternative zur Podiumsdiskussion. Durch die Kombination einer Großveranstaltung mit den Vorteilen kleiner Gesprächsrunden wird Lebendigkeit und Spontaneität in konventionelle Veranstaltungsformate gebracht.	K	zwischen 30 und 60 Minuten	mittel bis groß
Fokus Gruppe	Moderierte Gruppendiskussion mit 8-15 TeilnehmerInnen über ein vorgegebenes Thema.	K	mehrere Stunden	klein
Internetforum	Internet-Foren sind online-Diskussionsplattformen, die BürgerInnen die Möglichkeit bieten, sich zu einem bestimmten Thema schriftlich zu äußern und mit anderen zu diskutieren.	K	einige Tage bis mehrere Monate	klein bis groß
Konsensus-Konferenz	Ausgewählte heterogen zusammengesetzte BürgerInnengruppen erarbeiten im intensiven Dialog mit ExpertInnen eine Antwort auf eine politisch oder gesellschaftlich kontrovers diskutierte Frage.	K+M	einige Wochen	klein bis groß
Kooperativer Diskurs	Kombination von Elementen der Mediation, der Delphi-Befragung und der Planungszelle zur Lösung von Planungsaufgaben.	M	mehrere Monate	mittel bis groß
Mediation	Freiwilliges, klar strukturiertes Verfahren, bei dem die von einem Konflikt	M	1 Tag bis zu	klein bis

(=Vermittlung)	Betroffenen gemeinsam nach einer dauerhaften Lösung suchen und dabei von professionellen MediatorInnen unterstützt werden.		einige Wochen	groß
Neo-Sokratischer Dialog	Instrument zur Diskussion genereller, meist ethisch-philosophischer Grundsatzfragen mit BürgerInnen.	K	mind. 3-4 Stunden pro Dialog	klein bis mittel
Open Space Konferenz	Es gibt ein Leitthema, aber keine festgelegten ReferentInnen oder vorbereiteten Arbeitsgruppen. Die TeilnehmerInnen bestimmen selbst, wer wie lange zu welchen Themen arbeiten will.	K+M	2-3 Tage	klein, mittel, v.a. groß
Planing for Real	gemeinwesenorientiertes und mobilisierendes Planungsverfahren. Es wird versucht, Kommunikationsschwierigkeiten unter unterschiedlichen Betroffenen zu verringern, vorhandene Potenziale, Ressourcen und Defizite zu entdecken und eine Atmosphäre gemeinsamen Handelns zwischen NachbarInnen, ExpertInnen und lokalen Interessengruppen zu schaffen.	M	mehrere Wochen	mittel bis groß
Planspiel	Methode, die den Beteiligten dazu verhelfen soll, die komplexe Alltagswirklichkeit in einer gespielten (und vereinfachten) Situation zu verstehen und systeminhärente Zwänge, Handlungsmöglichkeiten, Konsequenzen und Alternativen zu erkennen.	K+M	einige Tage	klein bis groß
Planungszelle	Zufällig ausgewählte, nicht organisierte BürgerInnen erstellen zu einer bestimmten Fragestellung ein „BürgerInnengutachten“, das auf ihren eigenen Erfahrungen und ihrem Wissen basiert. In Fachfragen werden sie dabei von ExpertInnen unterstützt.	M	einige Tage bis zu einigen Wochen	mittel bis groß
Runder Tisch	An einem Runden Tisch diskutieren VertreterInnen der von einem Vorhaben betroffenen Interessengruppen gleichberechtigt ein Sachproblem und versuchen, eine gemeinsame Lösung zu finden.	M	1 Tag bis mehrere Monate	mittel bis groß
Workshop	Informelles, anlassbezogenes Verfahren, in dem AkteurInnen (Politik, ExpertInnen, InvestorInnen, Betroffene etc.) gemeinsam eine Fragestellung diskutieren.	K+I	mehrere Stunden	klein bis groß
World Café	In einer entspannten, kaffeehausähnlichen Atmosphäre wird ein kreativer Prozess in Gang gesetzt, der über mehrere Gesprächsrunden den Austausch von Wissen und Ideen unter den Beteiligten fördert und so zu neuen Erkenntnissen führt.	K+M	1 Tag bis 1 Woche	mittel bis groß
Zukunftskonferenz	Ausgewählte TeilnehmerInnen aller betroffenen Interessengruppen erarbeiten nach einem festgelegten Ablaufschema Maßnahmen- und Aktionspläne für zukünftige Vorhaben.	M	2-3 Tage	groß
Zukunftswerkstatt	TeilnehmerInnen werden durch eine kreativitätsfördernde Atmosphäre angeregt, fantasievolle und ungewöhnliche Lösungen für aktuelle Fragestellungen zu entwickeln.	M	1 bis 3 Tage	klein bis mittel

Abkürzungen: I= Information, K= Konsultation, M= Mitgestalten; Gruppengröße: klein (bis ca. 15 TeilnehmerInnen), mittel (ca. 20-30 TN), groß (>30 TN)

Tabelle 1: Methoden zur Beteiligung (vgl. www.partizipation.at/methoden.html; Arbter et. al, 2005, S.58ff.)

4.4.1. Zukunftskonferenz

Aufgrund der engen Zusammenarbeit mit der Zukunftskonferenz in Krems (siehe Kapitel 10.) wird an dieser Stelle diese Methode der BürgerInnenbeteiligung genauer erläutert.

Unter **Zukunftskonferenz** versteht man eine Methode, in der „ausgewählte TeilnehmerInnen aller betroffener Interessensgruppen [BürgerInnen, InteressensvertreterInnen, ExpertInnen, VertreterInnen von Politik und Verwaltung] nach einem festgelegten Ablaufschema Maßnahmen- und Aktionspläne für zukünftige Vorhaben“ erarbeiten (www.partizipation.at/methoden.html). Auf diese Weise werden unterschiedliche Perspektiven eingebracht und ein repräsentativer Querschnitt eines Systems (bspw. einer Stadt) gegeben (www.krems.at).

In einer Zukunftskonferenz arbeiten bis zu 80 Personen in der Regel zwei bis drei Tage in einem Raum zusammen, die sich zunächst in homogenen Kleingruppen von 6 bis 8 Personen mit einzelnen Themen befassen und sich im Laufe der Konferenz mit anderen Gruppen austauschen. Dabei werden **fünf Phasen** durchlaufen (www.partizipation.at/methoden.html):

1. Reflexion der Vergangenheit
2. Analyse der Gegenwart
3. Entwicklung von Zukunftsentwürfen
4. Herausarbeiten von Gemeinsamkeiten
5. Planung konkreter Maßnahmen

Durch das Zusammenarbeiten aller VertreterInnen relevanter Bevölkerungsgruppen und Institutionen in einer offenen Gesprächskultur und angenehmer Atmosphäre werden Gemeinsamkeiten aufgezeigt und Möglichkeiten für eine zukünftige Entwicklung geschaffen.

4.5. Nutzen der Partizipation

Obgleich qualitätsvolle Beteiligung viel Zeit, Ressourcen und Engagement erfordert, wiegt der vielfältige Nutzen, der aus ihr gezogen werden kann, diese Nachteile bei weitem auf (Standards der Öffentlichkeitsbeteiligung, 2008).

Nach Maderthaner (2003) bietet Partizipation folgende gesellschaftspolitische Vorteile:

Informationsaustausch: Partizipation unterschiedlicher Akteure erhöht den Austausch an Information und führt so zu einem hohen bereichsspezifischen Wissensspektrum.

Kooperationsmotivation: Die Möglichkeit mitbestimmen zu können fördert die Bereitschaft zur Zusammenarbeit zwischen den Akteuren und wirkt passivem Widerstand (Reaktanz) entgegen.

Soziales Engagement: Beteiligte erleben sich als aktive Mitgestalter und lernen Verantwortung zu übernehmen, was wiederum zu einer hohen Einsatzbereitschaft bei der Lösung sozialer, ökologischer und wirtschaftlicher Probleme führt (Vermeidung des Rückzugs in die Anonymität).

Zunahme des Selbstvertrauens: Wenn partizipativ erarbeitete Lösungsvorschläge umgesetzt werden und den Erwartungen der Beteiligten entsprechen, nimmt das Vertrauen in die eigene Problemlösekompetenz entsprechend zu (Empowerment).

Festigung sozialer Strukturen: Das Setzen und Anstreben gemeinsamer Ziele führt zu intensiven sozialen Beziehungen zwischen den Beteiligten.

Stärkung des Demokratiebewusstseins: Die Möglichkeit zur Mitbestimmung leistet einen wesentlichen Beitrag für den Glauben an die Zweckmäßigkeit demokratischer Institutionen und führt zu einer Stärkung des Demokratiebewusstseins.

Weitere Vorteile, die sich aus der Beteiligung der Öffentlichkeit ergeben können, sind (Standards der Öffentlichkeitsbeteiligung, 2008, S.4 & S.15):

Verständnis für andere Meinungen und Interessensausgleich
Hohe Qualität und Transparenz der Entscheidungen
Akzeptanz und Nachvollziehbarkeit der Entscheidungen
Stärkung der Identifikation von BürgerInnen und Interessensgruppen mit Entscheidungen, als auch mit ihrem Lebensraum
Gewährleistung eines breiten Zugangs zur Meinungsbildung
Vermeidung bzw. Reduktion von Verzögerungen und zusätzlichen Kosten bei der Umsetzung der Politiken (Strategien, Leitbilder und strategische Konzepte), Pläne, Programme und Rechtsakte und somit optimierter Ressourceneinsatz
Stärkung des Vertrauens in die Politik und in die öffentliche Verwaltung und Schaffung breiterer Entscheidungsgrundlagen für politische und administrative EntscheidungsträgerInnen
 Beteiligungsprozesse sind **gemeinsame Lernprozesse** und stärken auf diese Weise die **Bewusstseinsbildung**
Sichtbarmachen der Werte und Werthaltungen der Beteiligten, wie auch ihrer **Interessen und Bedürfnisse**

5. Bedürfnisse des Stadtbewohners/der Stadtbewohnerin

Die wachsende Urbanisierung und die aufkeimende Forschung zur Lebensqualität haben zu einer intensiven wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit Bedürfnissen der StadtbewohnerInnen, Möglichkeiten ihrer Befriedigung und Auswirkungen einer Deprivation, geführt. Da die Befriedigung von Bedürfnissen im unmittelbaren Zusammenhang mit der subjektiven Lebensqualität steht und eine Basis zukunftsfähiger Stadtplanung darstellt, werden in diesem Abschnitt wesentliche Bedürfnisse der StädterInnen erläutert.

5.1. Lebensraumbezogene Bedürfnisse

Um die Lebenszufriedenheit des Städters/der Städterin umfassend analysieren zu können, kann der Lebensraum Stadt in sechs Nutzungsbereiche aufgeteilt werden: Wohnen, Arbeit, Erholung, Entsorgung, Verkehr und Versorgung (siehe Abbildung 4; Maderthaner, 1995).

Je nach Nutzungsbereich stehen bestimmte menschliche Bedürfnisse im Vordergrund, sogenannte „lebensraumbezogene Bedürfnisse“ (Maderthaner, 1995, S. 174), deren Befriedigung zur Erhöhung der Lebenszufriedenheit beiträgt und deren Frustration negative Konsequenzen (Schlafstörungen, Depressionen, Vereinsamung etc.) zur Folge hat.

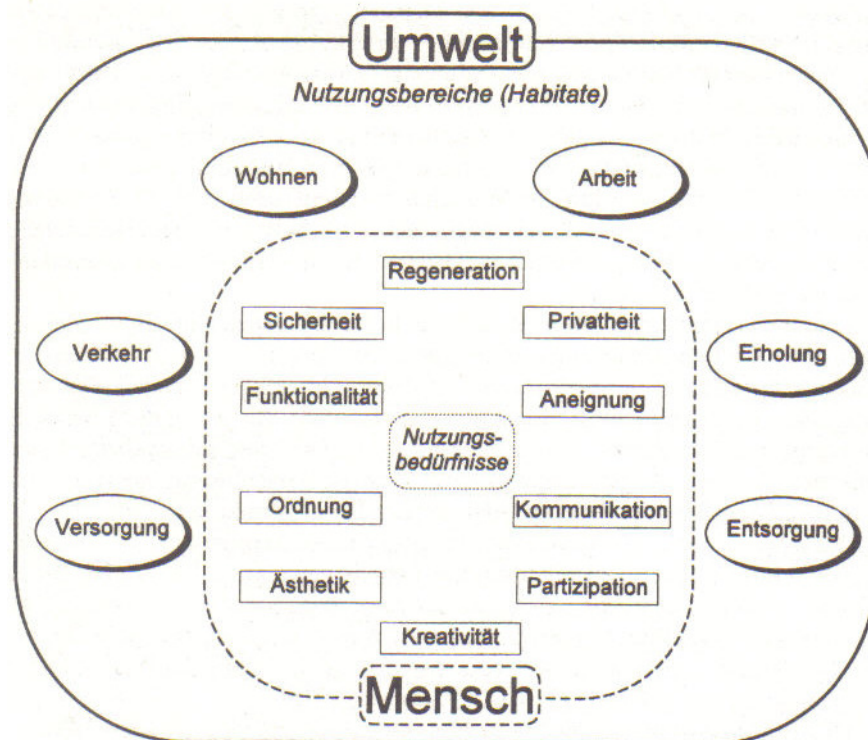


Abbildung 4: Nutzungsbereiche der Umwelt und Nutzungsbedürfnisse des Menschen
(Quelle: Maderthaner, 1995, S.174)

Maderthaner und Spielhofer (1992, zit. n. Maderthaner, 1995, S.175) unterscheiden zehn lebensraumbezogene Bedürfnisse, die im Folgenden erläutert werden: Regeneration, Privatheit, Sicherheit, Funktionalität, Ordnung, Kommunikation, Aneignung, Partizipation, Ästhetik und Kreativität.

5.1.1. Bedürfnis nach Regeneration

Erholung und Regeneration sind Grundvoraussetzungen für Tätigkeiten, die eine hohe Konzentration oder körperliche Belastbarkeit erfordern. **Aspekte**, die **aus der physikalischen Umwelt** auf den Menschen einwirken (Tageslicht, Belüftung, Freiheit von Emissions-, Geruchs- und Lärmbelästigung), üben einen erheblichen Einfluss auf sein Regenerationsvermögen aus.

Neben diesen physikalischen Umwelteinflüssen tragen **Möglichkeiten zur körperlichen Aktivität** zur Befriedigung des Bedürfnisses nach Regeneration bei. Dabei kommt dem städtischen Angebot an Sportkursen und Vereinen sowie dem Vorhandensein von Spiel- und Sportstätten eine große Bedeutung zu.

Gerade in verbauten Umwelten haben **öffentliche Freiräume** (Plätze, Boulevards, Grünflächen, Parks etc.) viele Funktionen für ihre BewohnerInnen (Korosec-Serfaty, 1996). Diese Orte stellen Treffpunkte für Menschen unabhängig von ihrer ethnischen Zugehörigkeit, ihres Alters oder Geschlechts dar. Sie werden zur Erholung, zum sozialen Austausch, zur Ausübung sportlicher Aktivitäten und zum Erleben und Genießen von Natur genutzt (Ermer et al. 1996). Durch öffentliche Freiräume wird die Abwanderung der Bevölkerung in ländlichere Regionen reduziert und dem Verlangen vieler Städter ins Grüne zu fahren eine Alternative geboten.

Grünflächen haben einen messbaren Einfluss auf das Stadtklima und dienen der Wärmeregulation (Flade, 2006). Weiterswerten sie das Erscheinungsbild von Wohngebieten maßgeblich auf und fördern die Ausbildung einer Ortsbindung (Bonaiuto et al. 1999). Mehrere Studien belegen den stressreduzierenden und restaurativen Effekt von Natur auf den Menschen (Hellbrück & Fischer, 1999). Vor allem in einer Stadt, in der man einer Vielzahl von Stressoren (Lärm, Geruchsemissionen, Hitze usw.) ausgesetzt ist, kommen **Grünflächen und Parks** als Ort der Ruhe besonders erholsame und ausgleichende Funktionen zu. Um die positiven Effekte von Natur auf den Menschen zu erzielen, ist es nicht unbedingt erforderlich sich im Grünen aufzuhalten, denn schon der Anblick von Natur wirkt erholsam (Flade, 2006, S.172). Kaplan (1992, zit. n. Hellbrück & Fischer, 1999, S.253f.) unterstreicht die positive Wirkung, die Natur auf die Erholung hat und begründet diese damit, dass sich die Aufmerksamkeit in natürlichen Umwelten verteilen kann. Sich nicht auf eine Sache konzentrieren zu müssen sondern seine Aufmerksamkeit wandern lassen zu können, wird als entspannend erlebt.

5.1.2. Bedürfnis nach Privatheit und Sicherheit

Privatheit und Sicherheit kommen vor allem im urbanen Raum, der sich durch Anonymität, geringe soziale Verantwortung und hohe soziale Dichte auszeichnet, wesentliche Bedeutung für die Lebensqualität ihrer BewohnerInnen zu (Maderthaner, 1998).

Privatheit steht in einem engen Verhältnis zu **Kontrolle und Autonomie**. Wem der Zugang zur eigenen Wohnung ermöglicht wird, wird von ihrem/ihrer BewohnerIn bestimmt (Flade, 2006). Territorialverhalten, das sich in visuellen Merkmalen wie Türschlössern, Zäunen, Mauern etc. zeigt, dient der Privatheitsregulation und stellt offensichtliche Grenzen privater Bereiche dar. Privatheit ist somit ein Wechselspiel zwischen Zugänglichkeit und Unzugänglichkeit, zwischen Alleinsein und Zusammensein (Hellbrück & Fischer, 1999, S.303). Das Bedürfnis nach Privatheit ist durch soziokulturelle Normen geprägt und intraindividuellen Veränderungen unterworfen. So haben Kinder noch keine klare Vorstellung von Privatheit, während das Bedürfnis nach Abgrenzung mit dem Alter zunimmt (Flade, 2006).

Privatheit erfüllt mehrere Funktionen: Wahrung der Intimsphäre, Schutz vor Einsehbarkeit und Mithören, persönliche Autonomie und emotionale Entspannung (Maderthaner, 1995; Hellbrück & Fischer, 1999).

Mögliche Folgen einer missglückten Privatheitsregulation sind Ärger, Stress, geringe Ortsverbundenheit, Crowding (Erleben von Beengtsein) usw.

Zu dem Bedürfnis nach Sicherheit zählt das Verlangen nach Vertrautheit und Schutz. Eine ausführliche Darstellung dieser Bedürfnisklasse findet sich unter Punkt 5.2.1.

5.1.3. Bedürfnis nach Funktionalität und Ordnung

Die Wohnqualität hat einen wesentlichen Einfluss auf die Lebensqualität. Faktoren die sich auf die **Wohnqualität** auswirken sind Wohnungsgröße, Grundriss, Ausstattung, Wohnlage, Wohnkosten, Infrastruktureinrichtungen im Wohngebiet (Schulen, Kindertagesstätten, Parks, Sport- und Freizeiteinrichtungen,

Kulturstätten etc.), das Vorhandensein von Nebenräumen usw. (Flade, 2006). Vor allem die Wohnungsgröße zeigt sich in Befragungen als besonders wichtiger Faktor. Der österreichische Durchschnitt beträgt zwischen 60 und 90 m² (Statistik Austria: Gebäude- und Wohnungszählung vom 15. Mai 2001), wobei in Großstätten wie Wien prozentuell gesehen weniger Personen in Wohnungen dieser Größenordnung wohnen als in Kleinstädten oder Gemeinden (Wien: 35,9%; Krems: 41,0%). Mit steigendem Lebensstandard nehmen die Raumansprüche zu. So berichtet Flade (2006, S.35), dass die durchschnittliche Wohnungsfläche in Ostdeutschland im Jahr 1994 noch bei 34,1 m² lag, wohingegen sie im Jahr 2002 bereits auf 41,9 m² angestiegen war.

Je knapper die Wohnfläche ist desto wichtiger ist eine flexible Nutzungsmöglichkeit. In vielen neuartigen Wohnungen wird einer funktionalen Raumnutzung im Grundriss bereits Rechnung getragen. Räume werden in Hinsicht auf die Anordnung der Fenster und Türen so konzipiert, dass das Aufstellen von Trennwänden möglich ist (Flade, 2006, S.39f.).

5.1.4. Bedürfnis nach Kommunikation

Kommunikation ist ein Grundbedürfnis und Grundlage menschlicher Existenz (Maderthaner, 1995). Vor allem bauliche Charakteristika wirken sich fördernd oder hemmend auf die Möglichkeit zum verbalen Austausch aus: sind Bänke in der Wohnumgebung vorhanden, gibt es Gemeinschaftsräume und soziale Treffpunkte, wie sind die Gänge von Wohnanlagen gestaltet (schmaler Korridor oder breiter Gang).

Da der sozialen Unterstützung besonders bei der Stressbewältigung eine wichtige Funktion zukommt, sollten Möglichkeiten ungezwungene soziale Beziehungen zu pflegen (Straßenfeste, Märkte, Flohmärkte, Sportveranstaltungen usw.) von kommunaler Seite gefördert werden (Maderthaner, 1998). Soziale Beziehungen werden über den Weg der Kommunikation geschlossen und tragen zur Ausbildung einer Ortsbindung bei (Treinen, 1974).

5.1.5. Bedürfnis nach Aneignung

Unter den Begriff Aneignung „ist ein Vorgang gemeint, bei dem die objektive Umwelt (<house>) in eine subjektive und persönlich bedeutsame Umwelt, das Zuhause (<home>) umgewandelt wird“ (Flade, 2006, S.29). Durch den Prozess der Aneignung werden vormals neutrale Gegenstände, Orte mit emotionalen Werten versehen. Eine Voraussetzung zur Aneignung stellen Handlungsmöglichkeiten dar.

Graumann (1996a) unterscheidet zwischen territorialer und symbolischer Aneignung. Als **territoriale Form der Aneignung** nennt er die Besetzung von Räumen. Besetzung in diesem Kontext erstreckt sich vom bloßen Frequentieren eines Raumes bis hin zur regelrechten Inbesitznahme durch Hausbesetzungen.

Als **Formen der symbolischen Aneignung** unterscheidet Graumann (1996a):

- Graffiti
- Zerstörung (Vandalismus)
- Personalisierung

Durch **Graffiti** wird die unpersönliche gebaute Umwelt umfunktioniert, angeeignet und somit bedeutungsträchtig. Graffiti sind spontane und subjektive Äußerungen, die meist kurzlebig und Ausdruck momentaner gesellschaftliche Gegebenheiten sind (Kagelmann, 1996).

Als extrem negative Form von Aneignung gilt **Vandalismus** (Graumann, 1996a). Durch die Zerstörung von Objekten und Beschädigung von Umgebungen verschafft sich der/die TäterIn gewaltsam Kontrolle. Um dieses destruktive Phänomen gar nicht aufkommen zu lassen, empfiehlt es sich, schon in der Planung von Wohnanlagen und Siedlungen genügend Plätze vorzusehen, die eine akzeptierte Form der Aneignung ermöglichen (Flade, 2006).

Personalisierung ist die häufigste Form der Aneignung im Wohnbereich (Flade, 2006). Dabei erfüllt sie zweierlei Funktionen: zum einen entsteht durch Personalisierung Einzigartigkeit und zum anderen kann eine Person eine auf ihre

Eigenarten und Bedürfnisse abgestimmte Privatsphäre erzeugen (Graumann, 1996a).

Die Aneignung von Wohnumwelten ist durch Gesetze und Bauvorschriften reglementiert. Solche Bestimmungen verhindern extravagante Bauunternehmungen und führen in weiterer Konsequenz zu einer Vereinheitlichung von Wohnumwelten. Eintönige Umgebungen bieten wenig Orientierungspunkte und erschweren die Ausbildung kognitiver Karten (Flade, 2006).

Im Zusammenhang mit Aneignung seien die Begriff Territorialität und Territorium erwähnt.

Bell et al. (1996, S.304, übersetzt nach Hellbrück & Fischer, 1999, S.336) verstehen unter menschlicher **Territorialität** einen „Satz von Verhaltensweisen und Kognitionen, den eine Person oder Gruppe auf der Grundlage wahrgenommener Eigentümerschaft bezüglich eines physischen Raumes zeigt.“

Territorien können eingeteilt werden in primäre, sekundäre und öffentliche Territorien, die sich in ihrem Ausmaß an Personalisierung unterscheiden. **Primäre Territorien** (z.B. Wohnung, Büro) bieten ihren NutzerInnen ein hohes Maß an Kontrolle und Personalisierung. Dadurch besteht oft eine enge emotionale Bindung zu diesen Räumen. **Sekundäre Territorien** (z.B. Klassenzimmer) sind halbprivate und halböffentliche Bereiche, zu denen meist nur ein ausgewählter Personenkreis Zugang hat. Sie können nur eingeschränkt bei Legitimation personalisiert und kontrolliert werden. **Öffentliche Territorien** (z.B. öffentliche Plätze) sind anonym mit relativ kurzer Verweildauer. In ihnen ist das Maß an Personalisierung sehr gering und Kontrolle kann kaum ausgeübt werden (Flade, 2006, S.15; Hellbrück & Fischer, 1999, S.336f.).

5.1.6. Bedürfnis nach Partizipation

Verschiedene Formen der direkten und indirekten Partizipation (BürgerInnenbeteiligung) können sowohl während Planungsprozessen als auch in Phasen der Nutzung stattfinden. In Phasen der Nutzung erfolgt Beteiligung über

den Weg der Aneignung (Graumann, 1996a). Voraussetzungen von Partizipation sind die Wahlfreiheit zwischen mehreren Alternativen und die Möglichkeit zur Mitbestimmung (Flade, 2006).

In Beteiligungsprozessen erzielte Resultate führen zur besseren Anpassung an die Bedürfnisse der NutzerInnen bei gleichzeitiger Aufwertung des Projektes und der Verringerung von Widerständen.

Partizipation kann allerdings auch negative Effekte nach sich ziehen: Werden die Erwartungen der Beteiligten nicht erfüllt, kommt es unter ihnen zu Frustration und Enttäuschung (Maderthaler, 1995). Um diese negativen Effekte vorwegzunehmen, ist es wesentlich, Unterstützung durch Fachleute (ArchitektInnen, PsychologInnen, TechnikerInnen usw.) anzubieten und die Erwartungen aller Akteure in Hinblick auf ihre Realisierbarkeit schon zu Beginn eines Beteiligungsprozesses zu klären.

5.1.7. Bedürfnis nach Ästhetik und Kreativität

Der Berücksichtigung von ästhetischen Aspekten kommt in der Planung und Realisierung von Bauvorhaben oft ein niedriger Stellenwert zu. Die Wahrnehmung ästhetischer Gestaltung wirkt sich allerdings auf Wohnzufriedenheit und Statusaspekte der Wohngegend aus und beeinflusst die Ortsbindung, Immobilienpreise und das Engagement für kommunale Angelegenheiten (Maderthaler, 1995). Unansehnliche Objekte werden nicht als erhaltenswert erachtet und begünstigen vandalistische Aktionen (Flade, 1996a).

Was als ästhetisch empfunden wird, ist intra- und interpersonellen Variationen unterworfen und kulturell eingefärbt. Beispiele möglicher Einflussfaktoren auf ästhetische Präferenzen sind Komplexität (versus Einfachheit), Neuartigkeit (versus Gewohnheit), Überraschungswert (versus Monotonie), Inkongruenz (versus Kohärenz), Harmonie, Beschaffenheit und Eigenart (Maderthaler, 1995).

5.2. Wohnbedürfnisse

Da in der vorliegenden Arbeit der Nutzungsbereich Wohnen im Vordergrund steht, kommt den Wohnbedürfnissen besondere Aufmerksamkeit zu.

Die Beschäftigung mit dem Lebensraum Wohnen führt zu der Frage, über welche Merkmale eine Wohngegend verfügen muss, damit sie den Bedürfnissen ihrer BewohnerInnen gerecht wird. Flade (1996a, 2006, S.44ff.; Hellbrück & Fischer, 1999, S. 389ff.) orientiert sich in ihrer Darstellung der Wohnbedürfnisse an dem Modell der **Bedürfnispyramide von Maslow** (1954, zit. n. Kirchler, 2005, S.99ff.). Auch wenn dieses Modell aufgrund seiner hierarchischen Anordnung vielfach kritisiert und modifiziert wurde, soll es wegen seiner anschaulichen Darstellung an dieser Stelle wiedergegeben werden.

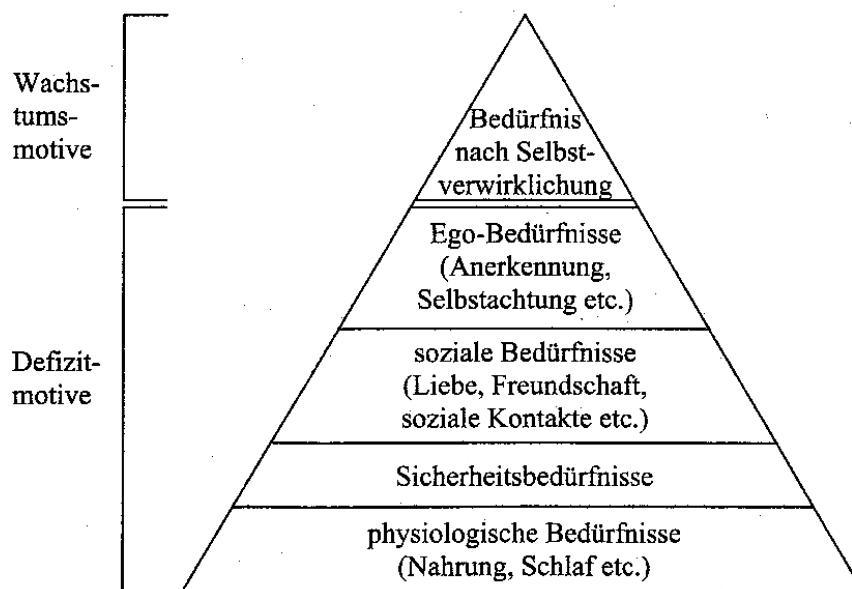


Abbildung 5: Bedürfnispyramide nach Maslow
(Quelle: Maslow, 1954, zit. n. Kirchler, 2005, S.101)

Maslow (1954, zit. n. Kirchler, 2005, S.99ff.) unterscheidet fünf Bedürfnisklassen, die hierarchisch in einer Pyramide angeordnet sind. Die unteren vier Motive stellen Defizitmotive dar, während das oberste Motiv als Wachstumsmotiv bezeichnet wird. Der hierarchische Aufbau bedeutet, dass erst bei Befriedigung der unteren Bedürfnisse eine ranghöhere Bedürfnisstufe aktiviert werden kann. Das heißt, erst wenn die elementaren Bedürfnisse des Menschen nach Nahrung, Schlaf und

Sexualität gestillt sind wird er danach trachten, sein Bedürfnis nach Sicherheit und Schutz zu befriedigen.

5.2.1. Defizitmotive

Wie oben erwähnt sind die unteren vier Stufen der Pyramide nach Maslow Defizitmotive. Ihre Aktivierung zeigt einen Mangelzustand.

Stufe 1: Physiologische Bedürfnisse

Menschliche Grundbedürfnisse wie Hunger, Durst, Wärme, Licht, Regeneration und Schlaf stellen die erste Stufe in der Bedürfnispyramide nach Maslow dar. Auch wenn die Befriedigung dieser Bedürfnisse nicht unmittelbar an die Wohnumwelt gekoppelt ist, wirkt sich eine Wohnumgebung, die auf ihre BewohnerInnen erholsam wirkt und Möglichkeiten zur Befriedigung dieser biologisch-physiologischen Bedürfnisse bietet, gesundheitsfördernd aus. Es konnte gezeigt werden, dass Personen, die an einer stark befahrenen Straße wohnen, ein höheres Krankheitsrisiko aufweisen und eine kürzere Lebenserwartung haben (Flade, 1994).

Stufe 2: Sicherheitsbedürfnisse

Zu den Sicherheitsbedürfnissen zählen Stabilität, Geborgenheit und Schutz, die durch den Wunsch nach Existenzsicherung geweckt werden. Eine Wohnumgebung muss den BewohnerInnen ausreichend Schutz vor Kälte, Hitze, Lärm, Schadstoffemissionen, fremden Einblicken und sonstigen schädlichen Einwirkungen aus der Umwelt bieten. Bevorzugt werden Wohnumgebungen, die eine niedrige Kriminalitätsrate haben und die den BewohnerInnen Sicherheit vor äußeren Eingriffen gewährleisten.

Die Wahrnehmung von Stabilität und Ordnung in der Wohnumgebung spendet ebenfalls Sicherheit und wirkt sich positiv auf die Identität einer Person aus. In einer sich kaum ändernden Umgebung kann sich ihr Bewohner/ihre Bewohnerin darauf verlassen eine bestimmte Rolle ausführen zu können.

Stufe 3: Soziale Bedürfnisse

Es gibt vielfältige Möglichkeiten in der Wohnumgebung Zusammensein und Kommunikation zu fördern und somit das Bedürfnis nach Zugehörigkeit zu befriedigen.

Eine günstige Raumaufteilung der eigenen Wohnung bzw. des eigenen Hauses ermöglicht ihren bzw. seinen BewohnerInnen die Balance zwischen gesellschaftlichen Zusammensein und Privatheit zu finden. Ist das rangniedere Bedürfnis nach Sicherheit befriedigt, wird man sich ohne Bedenken in der Wohnumgebung aufhalten und Kontakte zu Nachbarn schließen. Hier spielt die Gestaltung der Wohnumgebung eine entscheidende Rolle. Das Vorhandensein von Bänken, Spielplätzen, Innenhöfen usw. begünstigt die Befriedigung des Bedürfnisses nach Zusammensein und Kommunikation. Das Angebot an Vereinen und Bildungseinrichtungen in einer Umgebung übt ebenfalls einen Einfluss auf die Befriedigung dieser Bedürfnisklasse aus.

Stufe 4: psychologische oder Ich-Bedürfnisse

Zu den psychologischen oder Ich-Bedürfnissen zählt das Streben nach Anerkennung. Faktoren, die sich auf die Wertschätzung durch andere auswirken, sind das Image der Wohngegend, die Größe der Wohnung, ihr ästhetisches Erscheinungsbild und Interieur, sowie Besitzverhältnisse.

5.2.2. Wachstumsmotiv

Das Bedürfnis nach Selbstverwirklichung steht an der Spitze der Pyramide und unterscheidet sich von den Defizitmotiven dadurch, dass es weder einem Mangel entspringt, noch stillbar ist. Wenn es erste Schritte der Befriedigung erfährt, wird es sogar noch stärker angeregt. „Das Bedürfnis wächst, während es befriedigt wird.“ (Kirchler, 2005, S. 101)

Stufe 5: Bedürfnis nach Selbstverwirklichung

Diese letzte Stufe stellt das Bedürfnis nach Aneignung der Umwelt und persönlichem Wachstum dar. In vielen Wohnungen ist durch den Grundriss die Nutzung durch die BewohnerInnen festgelegt und außerhalb der Wohnung ist der Gestaltungsspielraum durch Gesetze und Vorschriften stark reglementiert. Raum

zur Aneignung bietet meist nur die eigene Wohnung. In welcher Farbe die Wände gestrichen werden, welche Möbel aufgestellt werden, welche Bilder die Wände zieren, hängt von den Vorlieben ihrer BewohnerInnen ab.

5.3. Umsetzungsschwierigkeiten bedürfnisgerechter Planungsmaßnahmen

Orientieren sich Planungsmaßnahmen hauptsächlich an den Bedürfnissen ihrer NutzerInnen um eine möglichst optimale NutzerInnenanpassung zu gewährleisten, werden diese bald auf Realisierungsprobleme stoßen, da **Bedürfnisse**

sich **nur beschränkt** auf verschiedene Personengruppen **verallgemeinern** lassen (z.B. unterschiedliche Ansprüche junger und alter Menschen an die Lärmfreiheit ihres Wohngebietes),

sich mit der Lebenssituation **verändern** (z.B. das Bedürfnis nach Verringerung des Sozialkontaktes bei Familiengründung),

unrealistisch, asozial oder ökologieschädlich sein können (wie z.B. der Wunsch nach Motorisierung jedes Familienmitgliedes),

kompensierbar sind (z.B. Kompensation des Wunsches nach einer ästhetischen Wohnung durch eine niedrige Miete oder gute Lage)

einander ganz oder teilweise ausschließen können

(Maderthaner, 1995, S.175; Maderthaner, 1998, S.489f.)

Weitere Probleme einer bedürfnisgerechten Planung ergeben sich vor allem bei Fragebogen-Befragungen (wie auch bei anderen Einstellungserhebungen) daraus, dass verschiedene Komponenten einen Einfluss auf die Antwort der befragten Person ausüben.

Exemplarisch seien an dieser Stelle die wichtigsten Fehlerquellen wiedergegeben (Bortz & Döring, 2003, S.230ff., S.250f.; Kirchler, 2005, S.265ff.):

Soziale Erwünschtheit (aus Furcht vor sozialer Verurteilung neigt man zu konformen Verhalten und Orientierung an verbreiteten Normen und Erwartungen) und das Bemühen dem/der InterviewerIn gefallen zu wollen

Hawthorne-Effekte (allein das Wissen, TeilnehmerIn einer wissenschaftlichen Untersuchung zu sein, hat Auswirkungen auf die Reaktionen der/des Befragten)

„**Self Disclosure**“ (geringe Bereitschaft zur Selbstenthüllung)

Spezifische Motive zur Selbstdarstellung

Befürchtung negativer Konsequenzen nach bestimmten Antworten (eine Fehlerquelle, die auch trotz Zusicherung absoluter Anonymität nicht vollständig auszuschalten ist)

„**Sponsorship-Bias**“ (konkrete Vermutungen über die/den AuftraggeberIn bzw. deren/dessen Untersuchungsziel)

Priming-Effekte (die Beantwortung einer Frage wirkt sich assoziativ auf die Beantwortung der Folgefragen aus)

Absichtliche Falschangaben

Sequenzeffekte (Ermüdung, Lerneffekte)

Verfügbarkeitsheuristik (Urteile über Auftrittswahrscheinlichkeiten von Ereignissen werden auf Basis der Schwierigkeit oder Leichtigkeit ihrer Abrufbarkeit im Gedächtnis gebildet)

Art der Fragen, deren Differenzierungsgrad und die vorgegebenen Antwortalternativen (spezifische Fragen regen Erinnerungen zu spezifischen Ereignissen an, wohingegen globale Fragen zu weniger differenzierten Erinnerungen führen; die Antwortvorgaben zwingen den Befragten/ die Befragte innerhalb des vorgegebenen Rahmens zu antworten)

Rekonstruktion und Rationalisierung (in der Wiedergabe vergangener Ereignisse werden diese zu einer logisch kohärenten Geschehensabfolge neu konstruiert)

Stimmung und Bewertung (Stimmungskongruente Erfahrungen werden leichter erinnert als stimmungsinkongruente)

Um die Bedürfnisse der Befragten möglichst unverfälscht erfassen zu können, müssen bei der Planung und Gestaltung von Befragungen diese Fehlerquellen mitberücksichtigt werden. Ist aus messtheoretischen Gründen von einer Fragebogen-Erhebung abzuraten, empfiehlt es sich, eine qualitative Methode (z.B. qualitative Interviews) dieser quantitativen Vorgehensweise vorzuziehen, da in

qualitativen Erhebungen auch auf Wechsel- und Rückwirkungen von Bedürfnissen eingegangen werden kann (Maderthaner, 1995, S.176; Maderthaner, 1998, S.490).

6. Belastende Faktoren einer Stadt

Städte sind künstliche Umwelten, die sich durch ein hohes Ausmaß an Heterogenität der Bevölkerung (ethnische Herkunft, soziale Schicht etc.) und große soziale Dichte auszeichnen. Neben zahlreichen Vorteilen (Arbeitsplätze, gesundheitliche Versorgungseinrichtungen, Infrastruktur etc.), gibt es viele Probleme, die vorwiegend in urbanen Gegenden anzutreffen sind (Kriminalität, Verschmutzung, Emissionen etc.) und sich negativ auf gesundheitliche Aspekte ihrer BewohnerInnen auswirken.

Aus stresstheoretischer Sicht wirkt auf die BewohnerInnen einer Stadt fortwährend eine Vielzahl aversiver Reize, sogenannte Stressoren, wie Lärm, Menschenmassen, Schadstoffen usf. ein. Was genau unter Stressoren zu verstehen ist, wie Stress zustande kommt und wie sich dieser auf den Menschen auswirkt, wird im Folgenden erläutert.

6.1. Definition von Stress

Zapf und Dormann (2006, S.705) definieren Stress als „unangenehmer Spannungszustand, der entsteht, wenn eine subjektiv bedeutsame Situation als aversiv eingeschätzt wird.“

Nach Selye (1957) lassen sich zwei Formen von Stress unterscheiden: Distress und Eustress. Unter **Distress** versteht man das Erleben von Stress als unangenehmen Zustand, wohingegen mit dem Begriff **Eustress** Stress als anregender, herausfordernder und leistungssteigernder Zustand verstanden wird. Ein bestimmtes Maß an Aktivierung hat positive Effekte auf den menschlichen Organismus, da es die Aufmerksamkeit und Leistungsfähigkeit erhöht.

In der Alltagssprache wird unter dem Begriff Stress ein unangenehmer Zustand, also Distress, verstanden.

Der Begriff Stress wurde erstmals von Canon 1914 im psychophysiologischen Forschungsbereich verwendet. Selye (1957) hat die Stressforschung fortgesetzt und den Stresszustand als Syndrom zur Überwindung von Anpassungsstörungen gedeutet. Nach Selye durchlebt der Betroffene drei Phasen des Stresszustandes: Alarm, Widerstand und Erschöpfung (Hellbrück & Fischer, 1999, Schönpflug, 1996).

Will man betonen, dass die Auslöser für Stress aus der Umwelt stammen, spricht man von Umweltstress (Schönpflug, 1996, S.177).

6.2. Definition von Stressoren

Mit dem Begriff Stressor wird all jenes gemeint, „das Stress erzeugt“ (Selye, 1957, S.82). Während diese Definition noch sehr allgemein gehalten ist, definiert Flade (1994, S.157) **Umweltstressoren** spezifischer als „Umgebungsbelastungen, die mehr oder weniger ständig wirksam sind und die einzelne Personen im allgemeinen nicht beseitigen können.“

Umweltstressoren sind individuell und gesellschaftlich eingefärbt und können aus allen Umweltbereichen (sozial, technisch, geographisch) stammen (Schönpflug, 1996).

Nach Hellbrück und Fischer (1999, S.139) können Stressoren sein:

1. eine Aufgabe, deren Bewältigung hohe Anforderungen an die Leistungskapazitäten stellt,
2. physische Bedingungen, unter denen eine Leistung zu erbringen ist, wie Lärm, Vibrationen, Hitze etc.,
3. soziale Konflikte und persönliche Krisen.

Man kann Stressoren anhand ihres Ursprungs (physisch oder sozial), ihrer Dauer (aktuell oder chronisch), ihrer Häufigkeit (einmalig oder ständig), ihrer Intensität (schwach oder stark), wie viele Personen betroffen sind (individuell oder kollektiv) und anhand ihrer Art (Begrenzung des Handlungsspielraums, erschwerte Arbeitsbedingung, gesundheitsschädigende Wohnbedingung etc.) differenzieren.

Eine weitere Differenzierung betrifft die Reichweite von Stressoren: Betreffen Stressoren eine breite Bevölkerungsschicht, wie etwa eine steigende Feinstaubbelastung in einer Region, spricht man von **Makrostressoren**, handelt es sich dabei um Stressoren, die auf der individuellen Ebene anzutreffen sind, nennt man diese **Mikrostressoren** (Schönpflug, 1996).

6.3. Transaktionales Stressmodell von Lazarus und Folkman

Lazarus und Folkman (1984) gehen von einer Wechselwirkung zwischen Umwelt und Individuum aus. Umgebungsfaktoren wirken nicht per se als Stressoren auf den Menschen ein, sondern erst subjektive Bewertungsprozesse der eigenen Fähigkeit und der situativen Bedingungen lassen diese als Stressoren erscheinen.

In Anlehnung an Zapf und Dormann (2006, S. 705ff.) wird das Transaktionale Stressmodell im Folgenden dargestellt:

Wie aus Abbildung 6 ersichtlich durchlaufen Stressoren zwei Beurteilungen: Als **primäre Bewertung** bezeichnet man die Bewertung einer Situation in Bezug auf das Wohlbefinden des/der Betroffenen als unwichtig, positiv oder als stressend. Wird eine Situation als stressend wahrgenommen, wird sie weiters beurteilt als Schädigung/Verlust, als Bedrohung oder als Herausforderung. Ist ein Schaden bzw. Verlust bereits eingetreten, spricht man von Schädigung. Von Bedrohung spricht man, wenn es noch nicht zu einer Schädigung gekommen ist, diese allerdings bereits antizipiert werden kann. Herausforderung meint, dass die Person über die Fähigkeiten verfügt, bei hinreichendem Engagement den Schaden abzuwenden.

Unter **sekundärer Bewertung** versteht man die Bewertung der betroffenen Person bezüglich ihrer Fähigkeiten und Möglichkeiten zur Bewältigung (interne und externe Ressourcen).

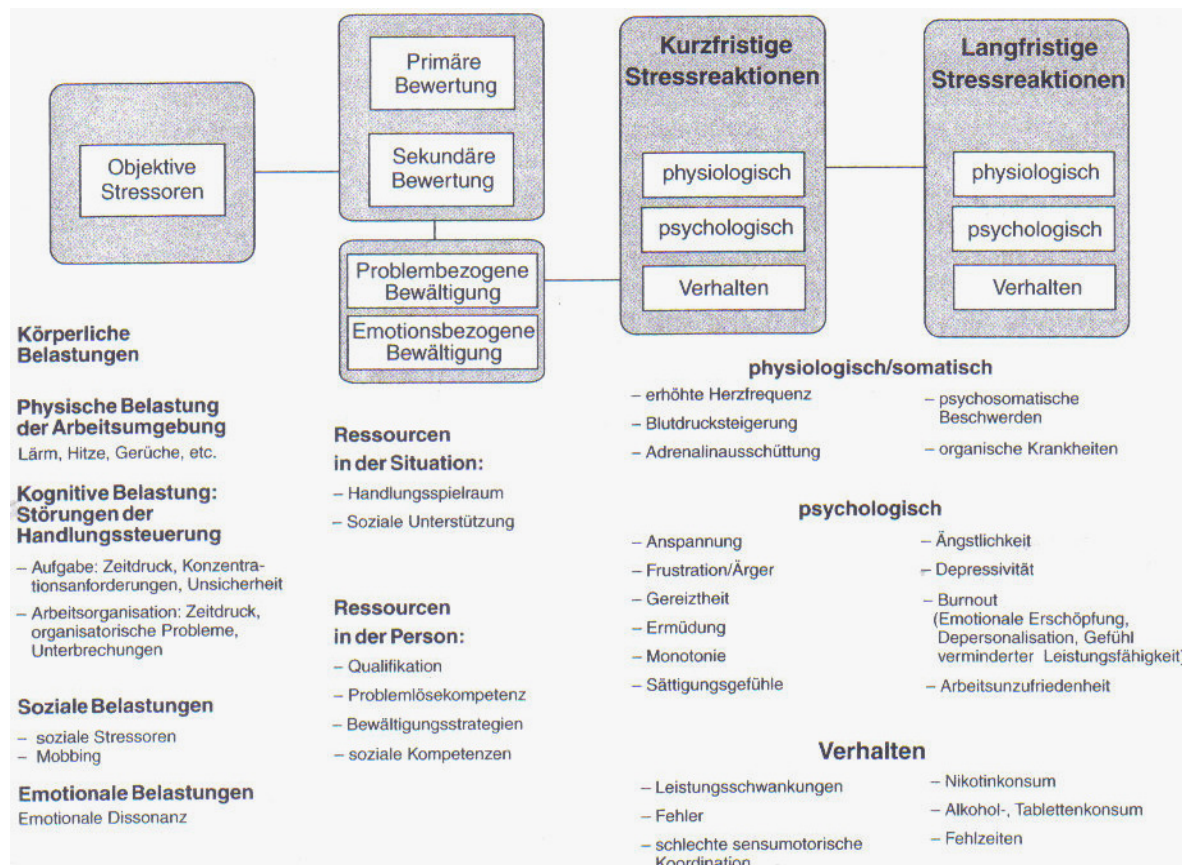


Abbildung 6: Transaktionales Stressmodell (Quelle: Zapf & Dormann, 2006, S.705)

Stellt die Person fest, dass ihre eigenen Möglichkeiten zur Bewältigung den Anforderungen der Umwelt nicht gewachsen sind, wird die Situation als Bedrohung wahrgenommen und Bewältigungsprozesse werden in Gang gesetzt. Diese Bewältigungsprozesse beziehen sich einerseits auf das Problem (z.B. Lärm) und andererseits auf die dadurch ausgelösten Stresseemotionen (z.B. Gereiztheit, Angst etc.). Zapf und Dormann (2006, S.707) zählen zu den **problembezogenen Bewältigungsstrategien** aktives Problemlösen, die Suche nach sozialer Unterstützung, kognitive Strategien der Umbewertung und das Akzeptieren der Situation. Zu den **emotionsbezogenen Strategien** zählen sie Entspannung, Ablenkung und Verdrängung.

Nach Bewältigung der Stresssituation kommt es zu einer Neubewertung der Situation und erfolgreiche Verhaltensstrategien werden gelernt.

Stress kann zu unmittelbaren, kurzfristigen und langfristigen (chronischen) Reaktionen führen, die sich physiologisch, psychologisch und im Verhalten manifestieren können.

6.4. Lärm als Stressor

Lärm wird als eine aversive Geräuscheinwirkung verstanden und zählt zu den subjektiv prominentesten Umweltstressoren, da man ihm in einer Stadt permanent ausgesetzt ist (Rohrmann, 1996). Bewegt man sich im Freien, ist man ständig von Lärmquellen wie Verkehr, Baustellen, Passanten, Straßenmusikanten und Werkstätten umgeben. Aber auch in der eigenen Wohnung nimmt man unweigerlich Geräusche wahr (Streitgespräche zwischen Nachbarn, Verkehrslärm etc.).

Wesentliche Aspekte von Lärm sind nach Rohrmann (1996, S.665):

- Lärm ist von der Wirkung her definiert („belästigend“ usw.)

- Lärm ist man ausgesetzt, ohne es zu intendieren („unerwünscht“)

- Lärm ist eine subjektive Erlebniskategorie und somit kein akustischer, sondern ein psychologischer Begriff

Eine Mikrozensusbefragung (Dezember) der Statistik Austria (www.statistik.at) aus dem Jahr 2003 ergab, dass sich 29% der befragten Personen durch Lärm im Wohnbereich gestört fühlen. Für fast drei Viertel war der Verkehr (Straßen-, Schienen- und Flugverkehr) die Hauptursache dieser Beeinträchtigung. Als weitere Lärmquellen wurden Baustellen, Lokale und Tourismuseinrichtungen genannt.

Bell et al. (1996) konnten zeigen, dass die Lärmbelastung in einer Innenstadtwohnung während der ruhigsten Tageszeit höher ist, als zu den lautesten Zeiten in einer Wohnung einer kleineren Stadt.

Lärm kann belästigend auf die exponierte Person wirken, wenn sich diese in ihrem Erleben und Verhalten gestört fühlt und kann zu Gesundheitsschäden bei hoher Intensität oder langer Dauer führen (Rohrmann, 1996).

Wie bereits erwähnt, wird *Lärm subjektiv erlebt*. So konnte in zahlreichen Studien gezeigt werden, dass Lärm weniger als Belastung erlebt wird, wenn die exponierte Person den Lärm selbst erzeugt oder wenn sie das Gefühl hat, diesen kontrollieren zu können (Hellbrück & Fischer, 1999).

6.5. Schadstoffe als Stressor

Auch die Schadstoffbelastung ist in Städten besonders hoch. Laut einer Mikrozensus-erhebung (Dezember) der Statistik Austria (www.statistik.at) im Jahr 2003 fühlen sich 7,4% der Befragten durch Staub und/oder Ruß im Wohnbereich beeinträchtigt. Als häufigste Ursache für diese Beeinträchtigung wird der Verkehr genannt.

Bell et al. (1996, zit. n. Hellbrück & Fischer, 1999, S.452) geben an, dass die Schadstoffbelastung einer in New York wohnenden Person einem Zigarettenkonsum von 38 Zigaretten pro Tag gleich kommt.

6.6. Gerüche und Abgase als Stressor

Städte sind Ballungsräume, die sich durch ein dichtes Netz an Straßen auszeichnen. Neben einer hohen Abgasbelastung strömen unterschiedliche Industrie- und Umweltgerüche auf ihre BewohnerInnen ein. Verglichen mit anderen Umweltstressoren wie beispielsweise Lärmbelastung, wurde die Wirkung von Geruchsemissionen bisher wenig untersucht. Gründe dafür liegen einerseits in messtechnischen Schwierigkeiten und andererseits in der Subjektivität ihrer Bewertung (Steinheider, 1998).

Einer Erhebung der Statistik Austria (12/2003, www.statistik.at) zufolge fühlt sich knapp jeder fünfte der befragten Personen durch Gerüche und Abgase in seiner Wohnumgebung gestört.

6.7. Sensorische Überbelastung

BewohnerInnen einer Stadt sind einer Fülle komplexer Reizkonstellationen ausgesetzt. Von beinahe jeder Ecke strahlt eine Leuchtreklame, ein Konglomerat unterschiedlicher Gerüche wirkt auf die Passanten ein, überall verlaufen Straßen,

Menschentrauben ziehen vorbei. Milgram (1970) spricht angesichts dieser visuellen, akustischen und olfaktorischen Überstimulation von einer **Überlastung der menschlichen Informationskapazität**.

Als Konsequenz dieser andauernden Sinnesüberforderung entwickeln die StadtbewohnerInnen nach Milgram (1970) besondere **adaptive Strategien um mit dieser Überbelastung (overload) umzugehen**: Einströmende Reize werden selektiv wahrgenommen und ihnen wird weniger Zeit gewidmet. Eine andere Strategie ist es, schon vor der Reizaufnahme einen Eintritt in die Informationsverarbeitung zu verhindern, indem der/die StädterIn beispielsweise durch ein unfreundliches und abweisendes Verhalten Kontaktaufnahme zu anderen vorbeugt.

6.8. Mangelnde Hilfsbereitschaft als Stressor

Ein für die Stadt typisches Phänomen ist die mangelnde Hilfsbereitschaft Fremden gegenüber. Milgram (1970) berichtet von einem schockierenden Ereignis, das sich im New York Stadtteil Queens ereignet hat. Dabei handelte es sich um einen Mord an einer Frau, bei dem 38 Zeugen ermittelt werden konnten, von denen allerdings keiner Hilfe leistete oder die Polizei rief.

Einen Erklärungsansatz dieses Phänomens liefern Latané und Darley (1969, zitiert nach Milgram, 1970, S.145f.) mit ihrer **Hypothese der Aufteilung der Verantwortung**. Demnach nimmt die Bereitschaft Hilfe zu leisten mit der Anzahl anwesender Personen ab, da man die Verantwortung an diese abgibt. Eine andere Erklärung könnte sein, dass die Situation durch das Nicht-Eingreifen anderer als weniger gefährlich eingeschätzt wird.

Milgram (1970) weist darauf hin, dass aufgrund der Heterogenität der Bevölkerung einer Großstadt unterschiedliche Standards vorherrschen. Für BewohnerInnen ist es daher oft schwierig zu erkennen, ob ein Eingreifen in einer kritischen Situation eine erwünschte Reaktion oder ein unangemessenes Verhalten ist. StädterInnen sind permanent Situationen ausgesetzt, in denen sie Hilfe anbieten könnten (Obdachlose, Bettler usw.). Würden sie immer zur Hilfe schreiten, könnten sie ihr

eigenes Leben nicht mehr verrichten. Somit werden „Normen des Nichtengagements“ (Milgram, 1970, S.146) in Großstädten gefördert.

6.9. Kriminalität als Stressor

Einen weiteren interessanten Befund stellt die größere Verbreitung antisozialen und delinquenten Verhaltens in städtischen gegenüber ländlichen Regionen dar. Gewaltdaten werden in Städten achtmal so oft begangen als in Gemeinden (Fischer, 1984, zit. n. Hellbrück & Fischer, 1999, S.456). Die Kriminalstatistik für Österreich (www.bmi.gv.at) zeichnet ein ähnliches Bild: So wurden im Jahr 2006 in der Stadt Wien mehr als zwanzigmal so viele Strafdaten zur Anzeige gebracht als im Bundesland Burgenland insgesamt. Die Anzahl an Strafdaten ist scheinbar umso höher, je größer die Stadt ist. Demnach ist Kriminalität primär ein urbanes Phänomen (Hellbrück & Fischer, 1999, Flade, 1996a).

Die Wohngegend beeinflusst einerseits als Ort der Sozialisation und andererseits als Tatort (beispielsweise abgeschiedene Parks, verlassene Parkhäuser) die Art und das Ausmaß krimineller Handlungen (Flade, 1996a).

Vier Merkmale gelten als ausschlaggebend dafür, ob eine Wohngegend einen günstigen Tatort darstellt: *Territorialität* (bauliche Charakteristika, die eine Identifikation der BewohnerInnen begünstigen; Häuser mit 6 Wohnungen gegenüber Gemeindebauten mit hoher Wohnungsanzahl), *Überschaubarkeit und Einsehbarkeit* (z.B. helle anstatt dunkle und abgelegene Parkhäuser), das *Image* der Gegend als sicher und deren *Lage* (Nähe der Wohngegend zu Gebieten, die als unsicher gelten) (Newman, 1972, zit. n. Flade, 1996a, S.519).

6.10. Dichte als Stressor

Die Auswirkungen räumlicher und sozialer Dichte auf den Menschen haben in den letzten Jahren an Forschungsinteresse gewonnen. Der englische Ausdruck „crowding“ dient in diesem Zusammenhang als Sammelbegriff für diesen Forschungszweig (Schultz-Gambard, 1996, S.339).

Stokols (1972, zit. n. Schultz-Gambard, 1996, S.339) unterscheidet zwischen „*Dichte*“ als objektives Maß für räumlichen Begrenzung und *Crowding* als

subjektive Erfahrung von Beengung“. Dichte wird über die Anzahl von Personen pro Raumeinheit gemessen, Crowding über physiologische Stressreaktionen und subjektive Beurteilungen einer Situation (Hellbrück & Fischer, 1999).

Eine weitere Differenzierung betrifft die Begriffe räumliche und soziale Dichte wie auch Innen- und Außendichte. Unter **sozialer Dichte** wird die Anzahl von Personen pro Flächeneinheit verstanden und unter **räumlicher Dichte**, die pro Person zur Verfügung stehende Fläche (Schultz-Gambard, 1996, S.340). Mit **Innendichte** ist die Enge in einem primären Territorium (z.B. Wohnung, Büro) gemeint; mit **Außendichte**, die Enge in einem sekundären oder öffentlichen Territorium (z.B. Parkanlagen). Da sich Menschen hauptsächlich in primären Territorien aufhalten und diese als Rückzugsort nutzen, führt das Erleben von Dichte hier zu intensiveren und länger andauernden Beengungsstress als es in sekundären Territorien der Fall ist (Hellbrück & Fischer, 1999, S.367).

Dichte ist eine notwendige, aber keine hinreichende Bedingung für Beengungsstress. Ausschlaggebend ist die subjektive Wahrnehmung von Dichte und simultan eines Kontrollverlustes über die aktuelle Beziehung des/der Betroffenen zu ihrer Umwelt (Schultz-Gambard, 1996). Auswirkungen von Beengungsstress betreffen physiologische (erhöhte Daueraktivität bis hin zu funktionalen Störungen), affektive (negative subjektive Befindlichkeit), kognitive (Leistungsdefizite) und soziale (Rückzug aus der Öffentlichkeit) Prozesse. Betroffen sind vor allem Personen mit eingeschränkten Handlungsspielraum (Kinder und alte Menschen) (Bär, 2008, S.50). Hellbrück und Fischer (1999) weisen in diesen Zusammenhang darauf hin, dass mit hoher Dichte auch durchaus positive Emotionen verbunden sein können, wie etwa auf einem ausverkauften Konzert.

Der urbane Raum zeichnet sich durch wachsende Anonymität, geringer sozialer Verantwortung und einer sensorischen Überstimulation aus. Treffen diese Stressoren mit hoher sozialer Dichte zusammen, kann es zu **Crowding** Erlebnissen kommen. Um dem Crowding-Phänomen vorzubeugen, können von stadtbaulicher Seite Möglichkeiten zum Schutz der Privatsphäre angeboten werden (z.B. Nischenstruktur öffentlicher Räume und Plätze) als auch soziale

Regelungen eingesetzt werden (z.B. Territorienzuteilung bei sozialer Dichte) (Maderthaner, 1998, S492).

7. Ortsidentität

Ausgehend von einer Begriffsbestimmung des Konzepts Ortsidentität werden in diesem Kapitel die theoretischen Wurzeln der Ortsidentitätsforschung vorgestellt. Des Weiteren werden Faktoren, die auf die Ortsidentität einwirken, wie auch Funktionen der Identifikation mit einem Ort dargestellt. Den Abschluss dieses Kapitels bildet ein Einblick in aktuelle Forschungsarbeiten zur Ortsidentität und Lebensqualität in Städten.

7.1. Begriffsbestimmung

In der Literatur findet man viele Termini, die mit dem Begriff Ortsidentität in Bezug stehen: place-identity (Proshansky et al., 1983), sense of place, rootedness, place dependence, attachment to place (Uzzel et al., 2002), place belongingness (Proshansky et al., 1983), im englischen Sprachraum; Stadtidentität, stadtbezogene Identität (Lalli, 1989), urbane Identität, regionale Identität im deutschen Sprachraum. Da - wie weiter oben dargestellt - die Stadtpsychologie ein verhältnismäßig junger Bereich in der Psychologie ist, gehen viele der angeführten Terminologien auf andere Wissenschaftsdisziplinen zurück und entstammen zu einem großen Teil der Soziologie, der Raum- und Stadtplanung und der Geographie.

Je nach Konzeption bestehen unterschiedliche Auffassungen darüber, was unter dem Begriff „place“ oder „Ort“ zu verstehen sei. Wie schon aus der reinen Betrachtung einzelner Begriffe hervorgeht, reichen die Ansichten darüber von der eigenen Wohnung/dem Haus, über die Nachbarschaft, das Stadtviertel (Schneider, 1986, 1992), die Stadt als Gesamtes (Proshansky et al., 1983; Treinen, 1974) bis hin zu einer die Stadt umgebende Region, einer Nation oder eines Kontinents.

Neben den rein räumlich-physikalischen Unterschieden bezogen auf die Reichweite eines Ortes, lassen sich die oben angeführten Begriffe auch anhand ihrer emotionalen bzw. kognitiven Bedeutungen voneinander differenzieren:

7.1.1. Ortsbezogenheit

Ortsbezogenheit kommt dann zustande, wenn man sein Tun und Handeln auf einen bestimmten Ort ausrichtet (Treinen, 1974, S.238). Hierbei handelt es sich um die einfachste Verbindung, die ein Mensch mit seiner Umwelt eingeht.

7.1.2. Emotionale Ortsverbundenheit (Ortsbindung):

Flade (2006, S. 30) definiert Ortsbindung als „das Phänomen der gefühlsmäßigen Anhänglichkeit von Menschen an einen Ort.“

Diese emotionale Verbundenheit zu einem Ort ist der Grund, warum Menschen in von Naturkatastrophen heimgesuchten Gebieten wohnen bleiben bzw. ihr Haus nach einem Erdbeben an derselben Stelle wieder aufbauen.

7.1.3. Ortsidentität

Zusätzlich zur Gefühlsebene kommt bei der Ortsidentität noch die kognitive Komponente hinzu, nämlich die Identifikation mit einem Ort.

Proshansky et al. (1983) waren unter den ersten, die sich mit Ortsidentität auseinander setzten. Sie nehmen an, dass die Ortsidentität ein Teilaspekt der Identität einer Person ist, vergleichbar mit der Geschlechtsidentität, der politischen Identität usw. Die Ortsidentität setzt sich also aus Erinnerungen, Ideen, Gefühlen, Einstellungen, Werten, Vorlieben, Bedeutungen, Verhaltensanleitungen und Erfahrungen, die mit einem Ort in Verbindung stehen, zusammen.

Wie jedes andere kognitive System auch, beeinflusst die Ortsidentität was man wahrnimmt, steuert somit Sehen, Denken und Fühlen in der Transaktion mit der physischen Welt.

7.1.4. Stadtbezogene Identität

Während unter Ortsidentität die globale Identifizierung mit der Stadt als Gesamtes verstanden wird, geht es bei der stadtbezogenen Identität um die **Identifizierung mit einzelnen Stadtteilen**, denen durch subjektive Erfahrungen für die Identität einer Person besondere Bedeutungen zukommen. Diese Erfahrungen (Wohnbezug, Freundeskreis, Freizeitaktivitäten etc.) tragen zu einer Bindung an dieses Gebiet bei und grenzen die BewohnerInnen unterschiedlicher Stadtteile voneinander ab.

Im Unterschied zu den einzelnen Stadtteilen, erfüllt die Stadt als Gesamtes viel globalere Funktionen, die nicht unmittelbar an die Erfahrungen ihrer BewohnerInnen gekoppelt sein müssen.

Die wesentlichen **Funktionen der stadtbezogenen Identität** sind das Erleben von Kontinuität und Stabilität und die Vermittlung des Gefühls nach Zugehörigkeit (Lalli, 1989, S.23f.).

Die vorliegende Arbeit setzt sich mit dem Bezug zur Wohngegend auseinander, versteht also unter dem Begriff Ortsidentität das Verhältnis einer Person zu einer Stadt (bzw. Stadtteil).

7.1.5. Ortsidentität, Identifikation mit einem Ort und Identität des Ortes (Image)

Nach Schneider (1986) bezieht sich die Identifikation mit einem Ort auf die Eigenschaften dieses Ortes, die ihm von seinen EinwohnerInnen zugeschrieben werden und ihm auf diese Weise seine charakteristische Identität verleihen. Personen identifizieren sich mit einem Ort (z.B. als KremserIn). Diese Identifikation spiegelt die Mitgliedschaft zu einer sozialen Gruppe wider, die durch die Örtlichkeit definiert ist. Während der Bedeutungsgehalt bei der Ortsidentifikation auf dem Ort liegt, liegt dieser bei der Ortsidentität auf dem psychologischen Konstrukt der Identität.

Von diesen beiden Begriffen gilt es die Identität eines Ortes, also sein Image, zu unterscheiden:

Lalli (1989, S.5 und S.21) beschreibt das **Image** einer Stadt als „den besonderen Charakter, das Unverwechselbare und Einzigartige eines Ortes [...], der gleichsam auf ihre Bewohner/innen „abfärbt und ihnen eine bestimmte Persönlichkeit verleiht.“

Das Image eines Ortes ist nicht aus objektiven Charakteristika ableitbar, sondern wird sozial konstruiert. So kann eine Stadt von ihren BewohnerInnen als sehr ruhig, mit vielen Grünflächen und sicher beschrieben werden, auch wenn Kriminalstatistiken gegen diese Sichtweise sprechen und Außenstehende die Stadt als laute Industriestadt wahrnehmen. Diese Zuschreibung von Eigenschaften und Besonderheiten zu einer Stadt dient der positiven Selbstbewertung der StadtbewohnerInnen und wurde in der Gruppenpsychologie beispielsweise von Turner (1987, zit. nach Bar-Tal, 1998) erforscht.

Laut der **Self-categorization theory** (Turner, 1987, zitiert nach Bar-Tal, 1998) ordnen sich Personen als Mitglieder von Gruppen sozialen Kategorien zu und definieren, beschreiben und bewerten sich dann in Hinsicht auf diese Kategorien. In diesem Prozess der Selbstkategorisierung wird ein Set von kognitiven Repräsentanten ausgebildet. Die Kategorisierung des Selbst führt zu einer Überschätzung der Unterschiede zwischen den Kategorien bei gleichzeitiger Überschätzung der Ähnlichkeiten innerhalb einer Kategorie.

Auf die Identifikation mit einem Ort bezogen bedeutet das, dass sich die BewohnerInnen eines Wohnortes als homogene Gruppe wahrnehmen und sich von BewohnerInnen anderer Orte differenzieren.

7.2. Theoretische Wurzeln der Ortsidentitätsforschung

Im Folgenden soll ein Überblick über die verschiedenen Zugänge zur theoretischen Konzeptualisierung und empirischen Erforschung von Ortsidentität gegeben werden. In Anlehnung an Lalli (1989, S. 6ff.) werden vier Forschungstraditionen unterschieden, die einen Einfluss auf diese Forschungsrichtung ausübten und näher beleuchtet werden:

- Die soziologische Perspektive

- Die kognitive Perspektive
- Die phänomenologische Perspektive
- Die sozialpsychologische Perspektive

7.2.1. Die soziologische Perspektive

In seinem Konzept des sozialen bzw. soziologischen Raumes setzt sich Durkheim (1912, zit. nach Treinen, 1974, S. 236) als einer der Ersten mit dem Raumbegriff auseinander. Für ihn sind kulturelle Faktoren für die Entstehung des Raumbegriffes ausschlaggebend: Indem verschiedene Bereiche des zunächst undifferenzierten Raumes von Personen eines Gesellschaftssystems mit „sympathetischen“ Werten belegt werden, wird dieser Raum in das Sozialsystem dieser Gruppe eingegliedert. Unter dem Begriff „sympathetisch“ versteht Durkheim, dass verschiedene Bereiche des Raumes nicht nur eine Orientierungsfunktion haben, sondern auch Ausdruck des Wertesystems der betreffenden Gesellschaft sind.

Halbwachs (1950, zit. nach Treinen, 1974, S. 236) stellt auf die Gedanken Durkheims aufbauend eine Verbindung zur Ortsbezogenheit her und postuliert, dass es das kollektive Gedächtnis sei, das dem Ort seine soziale Bedeutung verleiht. Demnach wird sich durch einen sozialen Wandel einer Gruppe die Bedeutung des Ortes ebenfalls ändern.

Für Treinen (1974) ist Ortsbezug das Resultat von Symbolisierungen. Ihm zufolge stellt der Ortsname das Symbol für eine an den Ort gebundene soziale Kategorie dar. Über den Umweg der Identifizierung mit einem Ortsnamen identifiziert man sich mit dieser Kategorie. Die Benennung mit diesem Ortsnamen ist somit ein Zeichen für die Zugehörigkeit zu der sozialen Struktur des Ortes.

Eine weitere soziologische Wurzel stammt aus der Stadtsoziologie (Lalli, 1989, S.7). Die Industrialisierung führte zu einer vermehrten Landflucht und zu einer Ballung in den Städten. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts wurde die Stadt als sehr negativ beschrieben, indem ihr und ihren BewohnerInnen Attribute wie kalt, distanziert und abgestumpft zugeschrieben wurden. Dieses Negativbild der Stadt

lässt sich noch bis Milgram (1970, vgl. Lalli, 1989) verfolgen und hat die Forschung zur Ortsidentität geprägt.

7.2.2. Die kognitive Perspektive

Erst mit dem Ende des Behaviorismus und der kognitiven Wende in den fünfziger Jahren rückt die Stadt ins Blickfeld der Psychologie (Schneider, 1992).

Der Stadtplaner Lynch (1968) war einer der ersten, der sich mit kognitiven Repräsentationen der räumlichen Umwelt befasste. Sein Werk „The image of the city“ (1960) kann als Geburtsstunde der Erforschung kognitiver Karten gesehen werden. Primär geht es darin um die Identifizierung von Elementen, die wesentlich zur Lesbarkeit einer Stadt beitragen und somit eine rasche Orientierung ermöglichen. Lynch (1968) befasst sich gezielt nur mit der Wirkung physisch wahrnehmbarer Gegenstände und klammert explizit andere Faktoren, die ebenfalls Einfluss auf das Image einer Stadt haben, aus. So finden soziale und emotionale Faktoren keinen Eingang in seine Betrachtung.

Aufgrund dieses Übergewichtes kognitiv-orientierungsbezogener Aspekte in der „cognitive map“- Tradition spricht Schneider (1992, S.170) von einem „kognitiven Bias“ der psychologischen Forschung zur Stadt. Letztlich wurde durch diesen Forschungszweig die Erkundung des Erlebens physikalischer Räume angeregt (Lalli, 1989).

7.2.3. Die phänomenologische Perspektive

Während in den oben dargestellten Traditionen die Position einer Trennung von Person und Umwelt vertreten wird, geht man im phänomenologischen Ansatz von einer intentionalen Person-Umwelt-Interaktion aus. Danach beeinflusst die Umwelt die Person genauso, wie auch die Person auf die Umwelt wirkt. Somit steht die Wechselwirkung von Person(en) und Umwelt(en) im Vordergrund der Forschung. Alle Modalitäten des Bewusstseins und Handelns einer Person sind demnach unauflöslich an Einheiten der sie umgebenden Umwelt gebunden (vgl. Schneider, 1992; Graumann, 1996b, S.97).

Die Dinge in unserer Umwelt werden immer mit bestimmten Bedeutungen erfahren. Dieser Sinn konstituiert sich „jeweils in der *Situation* als der Grundeinheit intentionaler Person-Umwelt-Interaktion“ (Graumann, 1996b, S.97) und kann je nach Person ein anderer sein. Die Beschreibung der Umwelt bleibt in den Grenzen des Erfahrbaren und wird subjektbezogen aus der Perspektive der in ihr handelnden Person heraus gesehen.

Der Mensch wird durch die Schilderung seiner persönlichen Erfahrung mit der ihn umgebenden Welt ins Zentrum der Forschung gestellt und liefert auf diese Art Aufschluss über kognitive, emotionale, motivationale und behaviorale Bedeutungen von Dingen, Umwelten und Personen. Somit steht die Beschreibung im Vordergrund und nicht die Erklärung und Analyse von Dingen und Ereignissen (Lalli, 1989).

Für die Forschung bedeutet dieses Verständnis einer intentionalen Person-Umwelt-Interaktion, dass Personen immer als in ihrer Umwelt eingebettet und Umwelten als von Personen und Personengruppen beeinflusst verstanden werden (vgl. Schneider, 1992).

7.2.4. Die sozialpsychologische Perspektive

Lalli (1989, S.10) nennt als theoretische Wurzel dieser für die ökopsychologische Konzeptualisierung zur Ortsidentität zentraleren Forschungstradition einerseits den symbolischen Interaktionismus und andererseits die kognitiven Selbstkonzepttheorien.

Das Selbstkonzept wird weitgehend als subjektive Repräsentation des Selbst definiert und enthält alle selbstbezogenen Informationen (Kognitionen, Einstellungen, Emotionen usw.) (Schachinger, 2005, S.136).

Proshansky, der zur sozialpsychologischen Forschungstradition zu zählen ist, sieht die Ortsidentität als Substruktur der Selbstidentität, die ihrerseits eine Substruktur des Selbstsystems darstellt. Die Ortsidentität besteht ihm zufolge aus „cognitions about the physical world in which the individual lives.“ (Proshansky et al. 1983, p. 59). Bei diesen Kognitionen handelt es sich um Erinnerungen, Ideen,

Gefühle, Einstellungen, Werte, Vorlieben, Bedeutungen, Verhaltensanleitungen und Erfahrungen, die sich auf eine Vielzahl von komplexen räumlich-physikalischen Settings beziehen.

Ortsidentität soll nicht als kohärente Substruktur der Selbstidentität verstanden werden, sondern unterliegt über den Lebenszyklus hinweg permanenten Modifikationen und variiert mit Geschlecht, Alter, sozialer Schicht, Persönlichkeitsmerkmalen und anderen Charakteristika einer Person. Proshansky et al. (1983) gehen von einer Vielzahl von Ortsidentitäten aus, die je nach Situation wirksam werden.

7.3. Einflussfaktoren auf die Identifikation mit einem Ort

In der Literatur lassen sich unterschiedliche Faktoren finden, die auf die Ortsidentität einwirken:

7.3.1. Wohndauer

Für die Identifizierung mit einem Ort ist die Länge der Wohndauer ein entscheidender Faktor: Je länger jemand an einem Ort lebt, desto größer ist die Wahrscheinlichkeit, dass er sich mit dem Wohnort identifiziert. Wenn Personen in einem Ort ihre Jugend und späteren Lebensjahre verbringen, liegen, im Gegensatz zu später in den Ort zugezogene Personen, Faktoren vor, die eher eine Identifikation mit dem Ort verursachen. Nur die Kindheit und Jugend in einem Ort zu verbringen ist allerdings für die Ausbildung der Ortsidentität weniger bedeutsam (Treinen, 1974; Lalli, 1989).

7.3.2. Art des Wohnverhältnisses

WohnungseigentümerInnen weisen eine stärkere Ortsverbundenheit auf als MieterInnen. BewohnerInnen einer Eigentumswohnung haben mehr Möglichkeiten ihre Wohnung zu gestalten, sich diese also anzueignen und dadurch eine persönlichere Beziehung aufzubauen. Weiters zeigt sich, dass WohnungseigentümerInnen seltener den Wohnort wechseln, über mehr soziale Kontakte am Wohnort verfügen, häufiger Mitglieder in Vereinen sind und sich stärker für lokale Anliegen engagieren als WohnungsmieterInnen. Ein Grund dafür

könnte sein, dass Eigentümer danach trachten, den Wert ihrer Immobilie zu halten bzw. zu erhöhen und sich daher verstärkt für ihre Wohngegend einsetzen (Flade, 2006).

7.3.3. Geburtsort

Während manche Autoren dem Geburtsort einen hohen Stellenwert in der Ausbildung einer Ortsidentität einräumen, deuten die Forschungsergebnisse von Treinen (1974) darauf hin, dass dem Geburtsort nicht per se eine identitätsstiftende Bedeutung zukommt, sondern nur dann, wenn – wie oben bereits erwähnt – im Geburtsort ein über die Jugendzeit hinausgehender Lebensabschnitt verbracht wird.

7.3.4. Soziale Kontakte

Für die Ausbildung einer emotionalen Ortsbezogenheit ist es entscheidend über Interaktionspartner im Ort zu verfügen, mit denen man Beziehungen pflegt die über anonyme Kontakte hinausgehen.

Personen mit einem großen Freundes- bzw. Bekanntenkreis schreiben dem Wohnort eher emotionale Bedeutung zu, als Personen ohne solch einen Freundeskreis.

Weiters ist es wichtig, dass sich diese Personen als dem Ort zugehörig definieren, den Ort also als konstanten Faktor im Situationszusammenhang ihrer Gruppenbeziehung sehen. Dieser Situationszusammenhang liegt dann vor, wenn in der Interaktion das Ortssymbol aktiviert und die Ortsbezogenheit affektiv wird. Dies ist beispielsweise bei Unterhaltungen über Ereignisse im Wohnort der Fall (Treinen, 1974). Durch solche Interaktionen wird der Gruppenzusammenhang gestärkt, indem Normen und Werte vermittelt werden.

Treinen (1974, S. 250) konnte zeigen, dass es für die Bildung einer Ortsbezogenheit keinen Unterschied macht, ob eine Person keine oder nur einige wenige Freunde hat, da „Kleingruppensymbole sich nicht auf eine örtliche Bezugskategorie, sondern auf Interaktionen im Situationszusammenhang der Kleingruppe beziehen“.

Der Faktor Wohndauer übt einen Einfluss auf die Anzahl der Sozialkontakte aus, denn je länger eine Person an einem Ort wohnt, desto mehr Möglichkeiten hat sie Freundschaften zu schließen und besitzt infolgedessen mehr Freunde.

7.3.5. Vereinstätigkeit

Die Betätigung in unterschiedlichen Vereinen vereinfacht die Kontaktaufnahme mit anderen Vereinsmitgliedern und führt somit zu einer Zunahme an sozialen Beziehungen, was eine positive Auswirkung auf die Bildung einer Ortsidentität hat.

Für die Ortsidentität ist nicht die Vereinszugehörigkeit selbst entscheidend, sondern die lokale Begrenzung dieser Vereine auf den Wohnort. So ist die Ortsidentität bei Mitgliedern örtlicher Vereine größer als bei Mitgliedern von überregionalen Organisationen (Treinen, 1974).

Wenn sich die Mitglieder eines lokalen Vereins jedoch nicht als dem Ort zugehörig definieren, kann Zugehörigkeit zu einem anderen Ort aktiviert werden. Beispielsweise werden ImmigrantInnen nur schwer eine Identifikation mit einem Ort aufbauen können, wenn sie primär mit Personen des gleichen Migrationshintergrundes interagieren und die Normen und Werte des Gastgeberlandes nicht übernehmen.

7.3.6. Image

Wie bereits erwähnt, versteht man unter dem Image einer Stadt ihre besondere Charakteristik, ihre Unverwechselbarkeit (Lalli, 1989). Das Wahrnehmen dieser Einmaligkeit grenzt die BewohnerInnen einer Stadt von jenen aus anderen Städten ab, lässt sie sich selbst als etwas Besonderes wahrnehmen und vermittelt ein „Wir-Gefühl“ als soziale Gruppe.

Diese Einmaligkeit einer Stadt drückt sich durch besondere Merkmale aus. Dabei kann es sich um Bauwerke, geographische Gegebenheiten (Flüsse, Seen, Berge u.ä.), kulturelle Veranstaltungen (Ausstellungen, Konzerte, Messen etc.) oder andere Besonderheiten der Stadt handeln (Lalli, 1989, S.22).

Architektonische Merkmale dienen den EinwohnerInnen als allgemeine Bezugspunkte, die zur Wahrnehmung als soziale Gruppe beitragen und die BewohnerInnen befähigen, eine ortsbezogene Identität zu teilen (Uzzel et al. 2002). Die besonderen Charakteristika einer Stadt werden von den meisten BewohnerInnen, als auch von Außenstehenden, als für die Stadt typisch angesehen.

Zusätzlich zu diesen Charakteristika wird angenommen, dass zeitliche Kontinuität in der Vergangenheit von Plätzen im kollektiven Gedächtnis eine wichtige Rolle für die Identifikation mit einem Ort spielt (Uzzel et al. 2002). Historische Bauwerke und geschichtsträchtige Plätze stellen eine Verbindung zwischen den Generationen her, rufen gemeinsame Erinnerungen lokaler Gruppen hervor und vermitteln auf diese Weise sozial geteilte Werte.

7.3.7. Partizipation

Um sich mit einem Ort identifizieren zu können, müssen seine Bewohner die Möglichkeit haben, diesen mitgestalten zu können, ihn an ihre Bedürfnisse anzupassen, sich ihn anzueignen. Winter und Church (1984, S.82f.) nennen aktive Anpassung als wesentlich für die Identifikation mit dem Ortssymbol und verweisen in diesem Zusammenhang gezielt auf den wichtigen Stellenwert, dem hierbei die Möglichkeit zur Beteiligung am politischen und öffentlichen Leben des Ortes zukommt.

Fühlt man sich einem Ort emotional verbunden, ist man auch bereit sich für diesen einzusetzen, Verantwortung zu übernehmen und aktiv an der Aufrechterhaltung und Verbesserung der Lebensqualität in dieser räumlich-physikalischen Umwelt mitzuwirken. Emotionale Ortsverbundenheit ist demnach eine zentrale Voraussetzung für kommunalpolitisches Engagement der Bürger (Winter & Church, 1984, S. 89f.).

7.3.8. Zufriedenheit mit der Wohngegend

Den Einflussfaktor auf die Ortsidentität betreffend, findet man in der Literatur teils widersprüchliche Forschungsergebnisse.

Lalli (1989) etwa postuliert, dass mit zunehmender Zufriedenheit auch die Ortsidentität steigt. Er fand einen Zusammenhang zwischen positiver Einschätzung der Stadtqualität und dem Ausmaß der Identifikation mit dieser. Einschränkend gibt er allerdings an, dass dieser Befund dadurch zustande kommen könnte, dass Personen, die sich stärker mit ihrer Wohnumgebung identifizieren, diese auch positiver bewerten. Zufriedenheit wäre nach diesem Erklärungsansatz somit kein Einflussfaktor auf die Ausbildung einer Ortsidentität, sondern als Resultat dieser zu verstehen.

Einen anderen Standpunkt vertreten Uzzel et al. (2002): Ihnen zufolge führt eine Umwelt, die die Sehnsüchte ihrer EinwohnerInnen befriedigt zwar zu mehr Zufriedenheit mit der Wohngegend, aber es besteht keine eindeutige Verbindung zwischen dieser und der Höhe der Identifikation. Der Zufriedenheit mit der Wohngegend kommt dieser Auffassung nach eher die Bedeutung einer Moderatorvariablen auf die Ortsidentität zu.

7.3.9. Wahlmöglichkeit des Wohnortes

Für die Identifikation mit einem Ort macht es einen Unterschied, ob eine Person sich gezielt für eine bestimmte Wohngegend entscheidet oder ob sie mangels Alternative an einen Ort zieht (schlechte finanzielle Lage, berufliche Beweggründe etc.).

7.3.10. Objektive Kriterien der Wohnumgebung

Unter diesem Einflussfaktor auf die Ausbildung von Ortsidentität werden infrastrukturelle Gegebenheiten (Verkehrsanbindung, Möglichkeit zur Nahversorgung, Bildungseinrichtungen, kulturelles Angebot, Dienstleistungen etc.), sowie objektiv messbare Kriterien wie Luftverschmutzung, Trinkwasserqualität, Lärmbelastung, Grünflächen in Relation zu verbauten Gebieten etc. summiert (Flade, 2006; Richter, 2008).

7.4. Funktionen der Ortsidentität

Proshansky et al. (1983, p.66ff) unterscheiden mehrere Funktionen, die die „place-identity“ für Personen erfüllt: Die „recognition“ und die „meaning functions“ dienen

dem Erkennen bzw. Einordnen der Bedeutung eines bestimmten räumlichen Handlungsspielraumes (setting). Wenn die Eigenschaften des settings den eigenen Erwartungen und Standards nicht entsprechen, wird die „expressiv-requirement function“ aktiviert, und es wird durch die „mediating change function“ versucht, diese den veränderten Gegebenheiten anzupassen. Die „anxiety and defense function“ dient dem Schutz der eigenen Person indem sie Gefahren in der Umwelt signalisiert.

Diese fünf Funktionen werden, ergänzt durch die Funktion der positiven Selbstbewertung (Lalli, 1989), im Folgenden dargestellt:

7.4.1. Recognition function

Menschen sammeln Erfahrungen in der sich nur langsam ändernden räumlichen Umwelt und nehmen diese als relativ stabil wahr. Diese Stabilität lässt die BewohnerInnen zeitliche Kontinuität verspüren und spendet Sicherheit. Wenn etwas in der Vergangenheit bereits so war, kann man annehmen, dass es auch in der Zukunft Bestand hat. Auf diese Weise wird die Selbstidentität einer Person gestützt.

7.4.2. Meaning function

Durch Sozialisierungsprozesse wird die Bedeutung von Symbolen und welche Verhaltensweisen je nach Vorhandensein dieser Symbole angebracht, sind gelernt.

Handlungsräume (settings) haben für gewöhnlich einen Hauptzweck und werden mit bestimmten Aktivitäten in Verbindung gebracht. Die Merkmale eines Settings helfen die für die jeweilige Situation adäquate Rolle zu definieren und auszuführen.

Zur Illustration ein Beispiel: Eine Person wird ihre Rolle als MedizinerIn eher einnehmen können, wenn sie über eine eigene Praxis verfügt, die mit bestimmten Symbolen (medizinische Fachbücher, technische Geräte, Qualifikationsnachweise, Arbeitskittel usw.) angereichert ist. Dem Patient/der Patientin wird beim Betreten dieses settings durch die vorhandenen Symbole die Rolle vermittelt und er/sie wird entsprechende Verhaltensweisen zeigen.

7.4.3. Expressive-requirement function

Wie der Name schon andeutet, umfasst diese Funktion zwei Arten von Kognitionen: Kognitionen, die den persönlichen Geschmack und die individuellen Vorlieben einer Person zum Ausdruck bringen und Kognitionen, die Auskunft darüber geben, was ein setting benötigt, um seinen Hauptzweck erfüllen zu können.

Die persönlichen Vorlieben spiegeln die individuellen Wünsche wider: welches Design und welche Fassadenfarbe eines Hauses entsprechen den ästhetischen Vorstellungen einer Person? Wird eher die städtische oder die ländliche Umgebung bevorzugt?

Diese Fragen verdeutlichen, dass es sich bei diesen Kognitionen der place-identity um affektuelle Entscheidungen handelt, die soziokulturell eingefärbt sind. Faktoren wie Geschlecht, ethnische Herkunft, Alter, sozialer Status usw. üben also einen Einfluss auf unsere Präferenzen aus.

Erfüllt eine Umgebung diese Vorlieben nicht, wird die „expressive function“ in Gang gesetzt und die persönlichen Präferenzen werden bewusst. Um die vorhandenen Divergenzen abzubauen und die eigenen Wünsche zu erfüllen, wird der Raum - wenn möglich - personalisiert.

Unter „requirements“ werden jene Merkmale verstanden, über die ein setting verfügen muss, damit Aktivitäten, die diesem setting zugeschrieben werden, ausgeübt werden können, es also seinen Hauptzweck erfüllt (Proshansky et al., 1983, p.70). Auch hier beeinflussen persönliche, soziale und kulturelle Faktoren, welche Merkmale vorhanden sein müssen.

7.4.4. Mediating change Function

Werden Diskrepanzen zwischen der place-identity einer Person und den Merkmalen eines settings wahrgenommen, strebt man danach, diese zu reduzieren. Dazu bedarf es dem Wissen wie ein setting beschaffen sein soll, über welche eigenen Fähigkeiten man verfügt um die Umgebung seinen Vorstellungen anzupassen und welche Ressourcen vorhanden sind, um diese Divergenzen zu verringern.

Personen lernen im Zuge ihrer Sozialisation nicht nur, welche Charakteristika eines settings vorhanden sein müssen um bestimmten Aktivitäten nachgehen zu können, sondern auch, wie man diese durch Verhalten, Einsatz von Hilfsmitteln und eigenen Fertigkeiten manipulieren kann.

Menschen lernen also Verhaltensregeln, wie sie in der gemeinsamen Nutzung von räumlichen Umwelten ihren Mitmenschen ihre Bedürfnisse mitteilen und diese auch befriedigen. Durch nonverbale Zeichen und andere Interaktionstechniken wird das Verhalten anderer beeinflusst. Beispielsweise symbolisiert eine Tasche auf einem Stuhl, dass dieser Platz bereits vergeben ist.

7.4.5. Anxiety and defense function

Schon als Kind lernen wir, welche Umwelten gefährlich sind und wie man sich in solchen zu verhalten hat. Bei manchen Menschen kann diese Schutzfunktion jedoch so stark ausgeprägt sein, dass es bei ihnen zu phobischen Reaktionen kommt und sie bestimmte Orte meiden.

7.4.6. Funktion der positiven Selbstbewertung

Mit einer Stadt wird – wie weiter oben erwähnt – ein bestimmtes Image assoziiert. Eine Stadt wird beispielsweise als „kosmopolitisch“ oder „provinziell“, „hektisch“ oder „verschlafen“ beschrieben. Diese Attribute färben auf die Wahrnehmung ihrer BewohnerInnen ab und fungieren als Identifikationselemente. Die Zuschreibung von Eigenschaften hebt eine Stadt von anderen Städten ab und verbindet ihre BewohnerInnen bei gleichzeitiger Abgrenzung zu BewohnerInnen anderer Städte. Das Image ist nicht objektiv erfassbar, sondern wird sozial konstruiert. Diese „Identitätskonstruktion“ dient der „positiven Selbstbewertung“ (Lalli, 1989, S.22) der StadtbewohnerInnen.

7.5. Forschungsarbeiten zur Ortsidentität und Lebensqualität in Städten

In Hinblick auf die Wahl der Forschungsmethode und auf die Konzeption des in der vorliegenden Studie eingesetzten Interview-Leitfadens (siehe empirischer Teil), werden an dieser Stelle frühere Forschungsarbeiten von Schneider (1986,

1992) und Lalli (1989) zu den Themenbereichen Ortsidentität und Lebensqualität in Städten vorgestellt.

7.5.1. Studie zur Erfassung der „Identität von“ und der „Identifikation mit“ städtischer Umwelt (Schneider, 1986, 1992)

In zwei Untersuchungen wurden Personen zum einen zu ihrer Stadt als Gesamtes und zum anderen zu ihrem jeweiligen Wohnstadtteil befragt.

Da in Hinblick auf die eigens durchgeführte Studie die Untersuchung der Stadt als Gesamtes vernachlässigbar ist, wird an dieser Stelle nur auf die Untersuchung der einzelnen Wohnstadtteile eingegangen (interessierte LeserInnen seien an dieser Stelle auf Schneider, 1986, 1992 verwiesen).

Zu Beginn der semistrukturierten Interviews wurden offene, thematisch unspezifizierte globale Fragen gestellt. Ein zweiter Satz von Fragen war thematisch gerichtet und bezog sich auf verschiedene Aspekte der Identität von/Identifikation mit dem jeweiligen Stadtteil. Zur Erfassung der kognitiven Repräsentation der Stadtteile wurden die Befragten abschließend ersucht, auf einer ausschnittshaften Stadtkarte die Grenzen und das von ihnen wahrgenommene Zentrum ihres Wohnstadtteils einzuzeichnen.

Als Einstieg in das Interview wurden die Interviewpartner gefragt: *„Woran denken Sie, wenn Sie ... (Ortsnamen) hören?“*

Zur Beantwortung der nächsten zwei offenen Fragen, sollte sich der/die Interviewte in einen Fremden hineinversetzen. Durch die Anregung eines Perspektivenwechsels sollten versteckte Ansichten des Stadtteils aufgedeckt werden: *„Stellen Sie sich vor, eine Person spaziert durch diese Gegend, was könnte Interesse wecken?“ „Was würden Sie dieser Person erzählen oder zeigen um ihn mit dieser Gegend vertraut zu machen?“*

Die folgende gerichtete Frage zielt auf die in den Augen der Befragten zu wahrende Kontinuität des Stadtteils ab, ob es also Merkmale gibt, die die Identität des Stadtteils symbolisieren: *„Gibt es Ihrer Meinung nach etwas in diesem Stadtteil, das auf jeden Fall so bleiben soll wie es ist?“*

Um Aspekte der Identifikation mit dem Stadtteil zu erheben wurde einerseits nach der globalen Verbundenheit gefragt: „*Wie verbunden fühlen Sie sich mit ihrem Stadtteil?*“ „*Wie gerne leben Sie hier?*“; und andererseits nach wertbezogenen Aspekten der Identifikation: „*Gibt es irgendetwas in Bezug auf den Stadtteil, worauf Sie als Bewohner stolz sind?*“ „*Gibt es irgendetwas dessen Sie sich schämen?*“

7.5.2. Urban Identity Scale (Lalli, 1989)

Die von Lalli (1989) zur Evaluation geplanter Maßnahmen der Stadtgestaltung entwickelte Urban Identity Scale umfasst 20 Fragen, die fünf Dimensionen zugeordnet werden können. Dabei werden jeweils vier Items zu einer Unterskala zusammengefasst. (eine genauere Darstellung der Urban Identity Scale findet sich bei Lalli, 1989):

Außendarstellung:	Wahrgenommene Einzigartigkeit und Besonderheit der eigenen Stadt
Allgemeine Identifikation:	Heimatgefühl und Sich-zu-Hause-fühlen in der Stadt
Allgemeine Vertrautheit:	Aktuelle Vertrautheit mit der Stadt und Gefühl dazuzugehören
Vergangenheitsbezug:	Zusammenhang zwischen eigener Geschichte und der Stadt
Zukunftsorientierung:	Wahrgenommene Wichtigkeit der Stadt für die eigene Zukunft

Während Lalli mit der „Urban Identity Scale“ das Ausmaß der Identifikation mit der Stadt als Gesamtes misst, wird in der vorliegenden Studie hauptsächlich die Identifikation mit einem Stadtgebiet erfasst.

8. Qualitative Sozialforschung

Im Folgenden wird die qualitative Sozialforschung hinsichtlich ihrer geschichtlichen Entwicklung und theoretischen Positionierung skizziert. Daran anschließend wird ein Einblick in das methodische Vorgehen gegeben, da die Kenntnis der hier vorgestellten Methoden als auch das Wissen bezüglich ihrer Anwendung zum weiteren Verständnis des empirischen Vorgehens der vorliegenden Diplomarbeit fundamental sind.

8.1. Theoretisches Verständnis qualitativer Sozialforschung

Dieses Kapitel liefert einen Einblick in die Geschichte der qualitativen Sozialforschung, gefolgt von der Darstellung ihres Forschungsverständnisses und ihrer zentralen Elemente.

8.1.1. Geschichte Qualitativer Sozialforschung

Die Anwendung qualitativer Methoden hat in der Psychologie eine lange Tradition und lässt sich bereits bei Dilthey und Wundt finden. Dilthey (1923) kritisierte die damals vorherrschende Dominanz der Naturwissenschaften und forderte eine verstehende Psychologie. Für ihn galten hermeneutische Verfahren als Grundmethode, ein emphatisches Nachvollziehen zu ermöglichen (Bortz & Döring, 2003). Wundt, der als Vater der experimentellen Psychologie gilt, räumte im Rahmen seiner Völkerpsychologie (1900-1920) verstehenden und beschreibenden Methoden den gleichen Stellenwert wie experimentellen Methoden ein (Flick, 1998). Eine wichtige Bedeutung in der Etablierung qualitativer Methoden kam in den 20er und 30er Jahren der Chicagoer Schule zu, die u. a. die Forschungsrichtung des Symbolischen Interaktionismus hervorbrachten (Bortz & Döring, 2003). In Österreich liegen die Wurzeln der Qualitativen Sozialforschung bei der Studie „Die Arbeitslosen von Marienthal“ (1933) von Jahoda, Lazarsfeld und Zeisel (Ehmayer, 2006b).

Von den quantitativen, harten Ansätzen jedoch in den Schatten gedrängt, stieg erst in den 60er Jahren das Interesse an qualitativer, oft als weich bezeichneter Vorgangsweisen in Amerika erneut und breitete sich in den 70er Jahren auch im

deutschsprachigen Raum aus (Flick, 1998). Während sich qualitative Ansätze in der Soziologie etablieren konnten, nimmt in der Psychologie nach wie vor die experimentell-standardisierte Forschung die Vormachtstellung ein (Mayring, 2002).

8.1.2. Das Forschungsverständnis qualitativer Forschung

Qualitative und quantitative Ansätze sind keine sich gegenseitig ausschließenden Methoden, sondern können je nach Forschungsfrage auch gemeinsam eingesetzt werden. Die/der ForscherIn muss sich allerdings bewusst sein, dass beide methodischen Zugänge auf unterschiedlichen Auffassungen von Forschung basieren (vgl. Flick, 1998).

Der **quantitative Ansatz** geht von einem **linearen Modell des Forschungsprozesses** aus (siehe Abb. 7). Auf der Grundlage einer aus der Literatur entnommenen Theorie werden Hypothesen aufgestellt, die mittels geeigneter Methoden an einer vorher festgelegten Stichprobe geprüft werden. Die auf diesen Weg gewonnenen repräsentativen Daten werden einer statistischen Überprüfung unterzogen und führen entweder zur Verifikation oder zur Falsifikation der Forschungshypothesen.

Im Unterschied dazu baut der **qualitative Zugang** auf ein **zirkuläres Prozessverständnis** der Forschung auf (siehe Abb. 7). Während beim quantitativen Zugang der Theorie und der Methode die größte Relevanz zukommt, hat im qualitativen Ansatz der Gegenstand oberste Priorität. Hier steht die Theorie am Ende des Prozesses (Flick, 1998). Die Theorie wird mittels der Methode des theoretischen Samplings generiert, bei der die Daten bzw. Fälle gleichzeitig erhoben, kodiert und analysiert werden (Glaser und Strauss, 1998). Als Kriterium den Vergleich der Fälle abzuschließen und ihre Erhebung zu beenden gilt das Erreichen der theoretischen Sättigung (siehe Kapitel 8.2.2.).

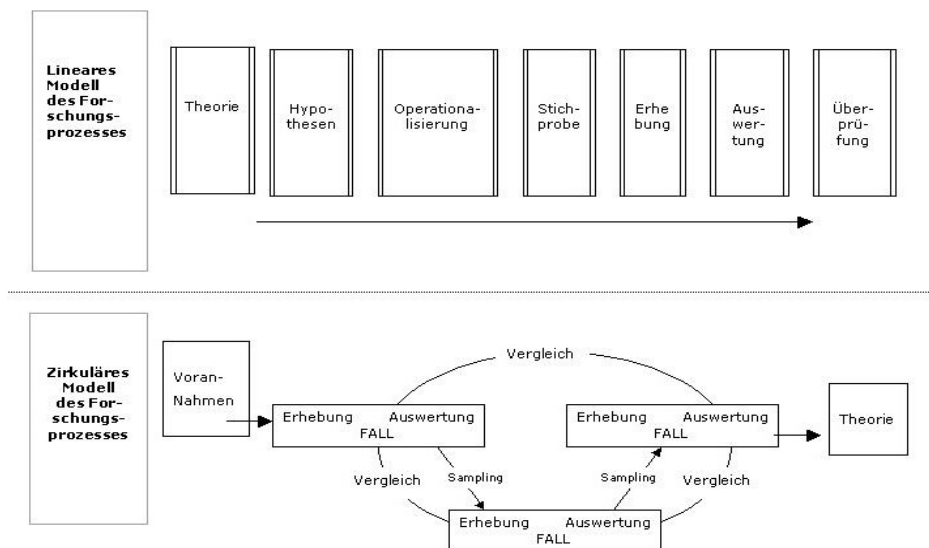


Abbildung 7: Prozessmodelle und Theorie (Quelle: Flick, 1998, S.61)

8.1.3. Zentrale Elemente der Qualitativen Sozialforschung

Mayring (2002, S.24ff.) nennt 13 Säulen qualitativen Denkens, die die Grundlage qualitativer Untersuchungspläne und –verfahren bilden und im Folgenden vorgestellt werden:

1. Prinzip der Offenheit

Unter dem Prinzip der Offenheit versteht Hoffmann-Riem (1980, S.343, zitiert nach Flick, 1998, S.57) „daß die theoretische Strukturierung des Forschungsgegenstandes zurückgestellt wird, bis sich die Strukturierung des Forschungsgegenstandes durch die Forschungssubjekte herausgebildet hat.“ Diese Aussage spiegelt die Kritik an rein hypothesengeleiteten Vorgehen wider. Danach ist Forschung nur dann wissenschaftlich, wenn zu Beginn Hypothesen aus der Theorie abgeleitet wurden und diese im Zuge der Forschung überprüft werden. Diese Auffassung von Wissenschaftlichkeit versperrt den Blick für Neues, für Unerwartetes, das während der Untersuchung auftreten kann und dadurch keine Berücksichtigung findet (Mayring, 2002). In der qualitativen Forschung hat der/die ForscherIn ebenfalls aus der Theorie abgeleitete Vorannahmen, aber er/sie schränkt seinen/ihren Blick nicht auf diese ein, sondern steht dem Forschungsgegenstand offen gegenüber und wird Unerwartetes in der weiteren Analyse miteinbeziehen (Mayring, 2002).

Abgesehen von der theoretischen Offenheit ist unter dem Prinzip der Offenheit auch das emphatische Einfühlen des Forschers/der Forscherin in sein/ihr Gegenüber zu verstehen. Der/die ForscherIn erzeugt durch aufmerksames Zuhören und wertfreies Nachfragen eine einführende Atmosphäre. Auf diese Weise wird dem/der GesprächspartnerIn Akzeptanz und Vertrauen vermittelt, und ehrlichere Antworten sind zu erwarten. Dadurch erhöht sich die Validität der Ergebnisse (Ehmayer, 2006b).

2. Ganzheit

Anstatt sich auf die Überprüfung vorher festgelegter Variablen zu reduzieren, wird der Forschungsgegenstand in der qualitativen Forschung in seiner Ganzheitlichkeit betrachtet. Einem holistischen Menschenbild folgend, wird dem Denken, Fühlen und Handeln einer Person genauso Beachtung geschenkt wie seinen verschiedenen Lebensbereichen (Familie, Freunde, Beruf). Der Mensch wird demnach nicht isoliert betrachtet, sondern immer in einem bestimmten Kontext eingebettet analysiert (Mayring, 2002)

3. Historizität

Humanwissenschaftliche Gegenstände verändern sich über die Zeit. Um eine Person in ihrer Gesamtheit erfassen zu können, reicht es nicht die Interpretation auf einer Momentaufnahme zu begründen, sondern der Gegenstand muss aus seiner Geschichte heraus betrachtet werden. Es bedarf also einer historischen Gegenstandsauffassung (Mayring, 2002).

4. Methodenkontrolle

Die Kritik, die qualitativer Forschung entgegengebracht wird, bezieht sich meist auf mangelnde Transparenz und scheinbar willkürlichem methodischen Vorgehen. Gerade die offene Haltung zum Forschungsgegenstand erfordert ein systematisches, regelgeleitetes Vorgehen. Dabei muss einerseits jeder Forschungsschritt expliziert und dokumentiert werden, und andererseits muss sich der/die ForscherIn an systematische Regeln halten. Nur so können Forschungsergebnisse nachvollzogen und verallgemeinert werden (Mayring, 2002).

5. Problemorientierung

Forschungsthemen sollen von praktischer Relevanz sein „und nicht abgehoben und „theoretisch“ sein.“ (Bortz & Döring, 2003, S.344). Qualitative Forschung soll sich auf alltagsnahe, gesellschaftliche Probleme beziehen und die Ergebnisse sollen praktisch nutzbar sein.

6. Offenlegung des Vorverständnisses

Wendet sich ein/eine ForscherIn einem Gegenstand zu, wird er/sie nicht als tabula rasa mit der Untersuchung beginnen, sondern immer ein Vorverständnis mitbringen. Um den Einfluss des Vorverständnisses kontrollieren zu können, muss dieses zu Beginn der Untersuchung offengelegt und schrittweise in Abstimmung mit dem Forschungsgegenstand weiter ausgebaut werden (Mayring, 2002).

7. Introspektion

Das Vorverständnis des Analytikers/der Analytikerin kann ohne Introspektion nicht offengelegt werden. Introspektive Daten dürfen jedoch nicht unreflektiert in die Forschung miteinfließen, sondern müssen explizit als solche gekennzeichnet und überprüft werden (Mayring, 2002).

8. Argumentative Verallgemeinerung

Anders als in der quantitativen Forschung wird bei der qualitativen Vorgangsweise Allgemeingültigkeit nicht über das Ziehen repräsentativer Stichproben gewährt, sondern über Argumentation. „In jedem einzelnen Fall muss argumentiert werden, warum die Verallgemeinerung zulässig ist“ (Mayring, 2002, S.35). Dabei muss genau festgelegt werden, welche Bereiche der Resultate unter welchen Bedingungen für welche konkreten Situationen und zu welchen Zeiten generalisierbar sind.

9. Induktive und deduktive Vorgehensweise

Wählt ein/eine ForscherIn den quantitativen Weg, wird er/sie zunächst aus der Theorie Hypothesen ableiten und diese an den Daten prüfen.

In der qualitativen Forschung wechselt der/die ForscherIn zwischen induktivem und deduktivem Denken hin und her. Zu Beginn seiner/ihrer Untersuchung werden aus den erhobenen Daten Aussagen abgeleitet (induktives Vorgehen), diese werden im nächsten Schritt einer Überprüfung unterzogen (deduktives Vorgehen) (Strauss & Corbin, 1996; Flick, 1998; Mayring, 2002). Auf diese Weise entsteht eine gegenstandsbezogene Theorie (Glaser & Strauss, 1998).

10. Regelbegriff anstatt Gesetzesbegriff

Nach der qualitativen Auffassung folgen Menschen in ihrem Denken, Fühlen und Handeln keinen allgemeingültigen Gesetzen, sondern kontextgebundenen Regeln. Es lassen sich dem zur Folge höchstens Regelmäßigkeiten im menschlichen Verhalten feststellen, die Abweichungen erlauben. So ist es in Humanwissenschaften sinnvoller, von kontextgebundenen Regeln als von allgemeingültigen Gesetzen zu sprechen (Mayring, 2002).

11. Einzelfallbezogenheit

In der wissenschaftlichen Forschung werden, um allgemeingültige Aussagen treffen zu können, mehrere Fälle untersucht. Um die Adäquatheit von Verfahrensweisen und Interpretationen zu überprüfen, sind Einzelfallanalysen unentbehrlich.

12. ForscherIn-Gegenstands-Interaktion

Der/die ForscherIn als auch der Forschungsgegenstand verändern sich im Rahmen der Untersuchung, treten also in Interaktion miteinander (Hoffmann-Riem, 1980, zitiert nach Mayring, 2002, S.31f.).

Bei der qualitativen Sozialforschung handelt es sich bei dem Forschungsgegenstand immer um Subjekte, die nicht als statisch aufgefasst werden können, sondern auf den/die ForscherIn reagieren. Anders als bei quantitativer Forschung werden die Daten nicht mittels rein standardisierter Methoden, sondern durch kommunikative Prozesse erhoben. Die Bedeutung von Gesprochenem hängt von subjektiven und kulturellen Einflüssen ab und kann meist erst durch die Interaktion erschlossen werden. Der/die ForscherIn muss sich bewusst sein, dass seine/ihre eigene Person, Übertragungs- und

Gegenübertragungsprozesse und Phänomene wie soziale Erwünschtheit, den Forschungsprozess beeinflussen.

13. Quantifizierbarkeit

Quantifizierbarkeit soll nicht als Widerspruch zur qualitativen Vorgehensweise gesehen werden. Vielmehr können Quantifizierungen auf Basis qualitativer Analysen zur Absicherung und Generalisierbarkeit der Forschungsergebnisse beitragen (Mayring, 2002).

8.2. Methodisches Vorgehen in der qualitativen Sozialforschung

In der qualitativen Sozialforschung hat sich eine Vielzahl wissenschaftlicher Methoden entwickelt, die für die Beantwortung der spezifischen Forschungsfrage mehr oder weniger geeignet sind. Da eine vollständige Darstellung der einzelnen Methoden im Rahmen dieser Diplomarbeit nicht möglich und in Bezug auf das Forschungsinteresse der vorliegenden Studie auch nicht von Relevanz ist, wird auf eine ausführliche Darstellung verzichtet. Interessierte LeserInnen seien an dieser Stelle auf Diekmann (2007), Flick (1998, 2006), Lamnek (2005) und Mayring (2002) verwiesen.

In diesem Kapitel werden jene Methoden erläutert, die in der vorliegenden Studie angewendet wurden. Wie eingangs erwähnt, lag bei der Wahl des methodischen Vorgehens das Augenmerk auf der Adäquatheit der Methoden zur Beantwortung der Fragestellung.

8.2.1. Formulierung der Fragestellung(en)

Die Formulierung der Fragestellung stellt einen wesentlichen Schritt zu Beginn einer Untersuchung dar, denn nach ihr richtet sich das Forschungsdesign, die Auswahl der Fälle, die Konzeption des Interview-Leitfadens, die Datenerhebung und die Auswertung (Flick, 1998).

Die Fragestellung muss den Stand der Forschung zum interessierenden Gegenstand berücksichtigen und kann in Unterfragestellungen differenziert werden (Mayring, 2007). Im Laufe der Untersuchung wird die Fragestellung an

den gewonnenen Daten überprüft, konkretisiert und reformuliert. Entscheidend ist, dass der/die ForscherIn schon vor der eigentlichen Untersuchung eine Fragestellung formuliert hat und in Hinblick auf ihre Beantwortung, dem Prinzip der Offenheit folgend, Daten sammelt und analysiert (Flick, 1998). Er/sie wird sich dabei nicht unreflektiert mit der gleichen Gewichtung aller gewonnenen Eindrücken zuwenden, sondern jenen Aspekten mehr Beachtung schenken, die für die Fragestellung relevant sind. Somit fokussiert sich der/die ForscherIn mit der Festlegung auf eine Fragestellung auf einen bestimmten Ausschnitt des komplexen Forschungsfeldes.

Folgende Fragen (Flick, 1998, S.64) sind bei der Konkretisierung des Forschungsdesigns hilfreich: „Welche Methoden sind notwendig, um die Fragestellung zu beantworten? Lässt sich die Fragestellung mit den verwendeten Methoden überhaupt untersuchen? Ist qualitative Forschung die angemessene Strategie zur Beantwortung dieser Fragestellung?“

8.2.2. Auswahl der Stichprobe – Theoretisches Sampling und Sättigung

Unter theoretical sampling ist eine Methode der Fallauswahl zu verstehen, die in Anpassung an den momentanen Stand der Datenauswertung zu weiterer Datenerhebung führt.

Glaser und Strauss (1998, S.53) definieren **Theoretisches Sampling** als „den auf die Generierung von Theorien zielenden Prozeß der Datenerhebung, währenddessen der Forscher seine Daten parallel erhebt, kodiert und analysiert sowie darüber entscheidet, welche Daten als nächste erhoben werden sollen und wo sie zu finden sind.“

Die Datenerhebung erfolgt hierbei nicht nach statistischen Kriterien der Repräsentativität, sondern danach, welche weiteren Daten für die sich entwickelnde Theorie zu neuem Wissen beitragen, diese modifizieren und gegebenenfalls relativieren (Flick, 2006). Im Prozess der Theorieentwicklung tauchen neue Fragen auf, die die Datenauswahl und ihre Analyse lenken. Durch diese Vorgehensweise unterliegt die Datenerhebung regelmäßiger Kontrolle durch den/die ForscherIn (Glaser und Straus, 1998).

Welche Daten zu Beginn gesammelt werden und wie die weitere Datenerhebung von statten geht, ist nicht von vornherein festgelegt, sondern steht in Abhängigkeit mit der Theorieentwicklung.

Zwei Fragen sind für die Auswahl der Fälle wesentlich: „*welchen* Gruppen oder Untergruppen wendet man sich zwecks Datenerhebung *nächstens* zu? Und mit *welcher* theoretischen *Absicht*?“ (Glaser und Strauss, 1998, S.55)

Entscheidend für die Auswahl von Vergleichsgruppen ist ihre „**theoretische Relevanz**“ für die Entwicklung von konzeptuellen Kategorien. Es werden so lange neue Fälle ausgewählt, so lange sie neue Eigenschaften von Kategorien anzeigen.

Als Kriterium, die weitere Fallauswahl zu stoppen, nennen Glaser und Strauss (1998, S.69) das Erreichen der theoretischen Sättigung:

„Das Kriterium, um zu beurteilen, wann mit dem sampling (je Kategorie) aufgehört werden kann, ist die **theoretische Sättigung** der Kategorie. Sättigung heißt, daß keine zusätzlichen Daten mehr gefunden werden können, mit deren Hilfe der Soziologe weitere Eigenschaften der Kategorie entwickeln kann.“

Wenn sich die Daten wiederholen, also keine neuen Erkenntnisse für die Theoriegenerierung mehr liefern, ist der Zustand der Sättigung erreicht und der/die ForscherIn soll extreme Vergleichsgruppen in die Analyse miteinbeziehen um sicherzustellen, dass die Kategorien tatsächlich erschöpfend beschrieben werden.

Es ist wesentlich zwischen theoretischem und statistischem Sampling zu unterscheiden. Wie die Gegenüberstellung in Tabelle 2 zeigt, sind beim theoretischen Sampling, im Gegensatz zum statistischen Sampling, die Größe der Grundgesamtheit und ihre Merkmale vorab nicht bekannt. Die Stichprobengröße ist nicht von vornherein bestimmt, sondern richtet sich nach dem jeweiligen Stand der Theoriegenerierung und kann zu mehrmaligen Stichprobenziehungen führen.

theoretisches Sampling	statistisches Sampling
• Umfang der Grundgesamtheit ist vorab unbekannt	• Umfang der Grundgesamtheit ist bekannt
• Merkmale der Grundgesamtheit sind nicht vorab bekannt	• Merkmalsverteilung in der Grundgesamtheit ist abschätzbar
• Mehrmalige Ziehung von Stichprobenelementen nach jeweils neu festzulegenden Kriterien	• Einmalige Ziehung einer Stichprobe nach einem vorab festgelegten Plan
• Stichprobengröße vorab nicht definiert	• Stichprobengröße vorab definiert
• Sampling beendet, wenn theoretische Sättigung erreicht ist	• Sampling beendet, wenn die gesamte Stichprobe untersucht ist

Tabelle 2: Theoretisches versus statistisches Sampling (Quelle: Wiedemann, 1991, S.441)

8.2.3. Arbeiten im Feld – teilnehmende Beobachtung, Notizen und Interviewverfahren

Teilnehmende Beobachtung

Bei der teilnehmenden Beobachtung registriert der/die BeobachterIn nicht von außen eine soziale Situation, sondern ist selbst ein Teil von dieser. Der/die ForscherIn nimmt aktiv im Untersuchungsfeld teil und steht somit in direktem Kontakt mit dem/der Beobachteten. Durch das Eintauchen des Forschers/der Forscherin in das Untersuchungsfeld, beobachtet er/sie aus der Perspektive der TeilnehmerInnen. Man erhofft sich dadurch näher am Untersuchungsgegenstand zu sein und die „Innenperspektive der Alltagssituation“ (Mayring, 2002, S.81) zu ergründen.

Das Vorgehen bewegt sich zwischen offen bis halb-standardisiert. Ein Beobachtungsleitfaden ist eine nützliche Hilfe die Beobachtung auf bestimmte Aspekte zu fokussieren und ermöglicht die Vergleichbarkeit von Beobachtungen unterschiedlicher ForscherInnen oder verschiedener Situationen. Wichtig ist, dass der/die BeobachterIn Feldnotizen (siehe weiter unten) und Beobachtungsprotokolle über das Wahrgenommene anfertigt.

Eine Schwierigkeit stellt meist der Zugang zum Forschungsfeld dar. Der/die ForscherIn will die soziale Situation möglichst wenig durch seine/ihre Anwesenheit stören und beeinflussen, um möglichst verlässliche Beobachtungen anstellen zu können (Mayring, 2002). Der/die ForscherIn muss bei der teilnehmenden Beobachtung die Balance zwischen aktiver Teilnahme im Untersuchungsfeld, die Verstehen ermöglicht und dem Aufrechterhalten von Distanz, aus der heraus Wissenschaftlichkeit gewährleistet ist, finden (Flick, 1998, S.163).

Feldnotizen

Ein wesentliches Element in der qualitativen Forschung sind die Notizen des Forschers/der Forscherin. Um möglichst nahe am Beobachteten zu bleiben, sollen sie unmittelbar nach der Beobachtung notiert werden. Eine spätere Aufzeichnung birgt die Gefahr von Erinnerungslücken und verzerrter Wiedergabe. Der/die ForscherIn muss sich der Selektivität seiner/ihrer Wahrnehmung und Dokumentation bewusst sein. Möglichkeiten diese Selektivität zu reduzieren sind der zusätzliche Einsatz weiterer Methoden wie Forschungstagebücher, der Einsatz von visuellen Medien (Fotos, Videos) und das Durchforsten externer Quellen, wie beispielsweise Lokalzeitungen (Flick, 1998).

Forschungstagebuch

Begleitend zur Forschung empfiehlt es sich ein Forschungstagebuch zu führen, in das die Herangehensweise an den Forschungsgegenstand, die Kontaktaufnahme mit den InterviewpartnerInnen bei Interviewstudien und das methodische Vorgehen notiert werden. Diese Form der schriftlichen Fixierung regt zur Reflexion an und kann zu einem späteren Zeitpunkt im Forschungsprozess herangezogen werden und gegebenenfalls Situationen aufhellen (Flick, 1998).

Wenn mehrere ForscherInnen an einem Forschungsprozess beteiligt sind, liegen die Vorteile des Forschungstagebuchs darin, dass unterschiedliche Sichtweisen und Vorgehensweisen bewusst gemacht werden können und so einer Diskussion zugänglich sind.

Was genau und in welchem Umfang Eingang in das Forschungstagebuch finden soll, obliegt dem/der ForscherIn. Flick (1998) empfiehlt allerdings nur so viel aufzuzeichnen, wie für die Beantwortung der Fragestellung relevant ist.

Memos

Ein wichtiges Hilfsmittel bei der Grounded Theory (siehe Kapitel 8.2.5.1.) ist das Verfassen von Memos (Merkzettel). Alle Fragen, Überlegungen, Widersprüche etc., die während der Datenanalyse und der Erstellung von Kategorien auftreten, sollen als Memos notiert werden (Flick, 1998). Durch diese Notizen wird der/die ForscherIn angeregt, über die Zuordnung einzelner Codes zu Kategorien zu reflektieren und weiters wird der Tendenz entgegengesteuert, Codes verschiedenen Kategorien zuzuschreiben (Glaser und Strauss, 1998). Memos dienen der Theoriegenerierung und können als „erste Theorie-Fragmente“ (Bortz und Döring, 2003, S.334) angesehen werden, die eine weitere Datensichtung anregen.

Interviewverfahren

In der qualitativen Forschung kommt dem verbalen Zugang, dem Gespräch, eine zentrale Rolle zu. Subjektive Bedeutungen lassen sich nur schwer aus Beobachtungen ableiten (Mayring, 2002, S.66). Um die Betroffenen selbst zu Wort kommen zu lassen, entwickelte sich eine Reihe an Interviewtechniken.

Einen guten Überblick über die Vielzahl unterschiedlicher Interviewverfahren liefert Flick (2006), der die Verfahren zur Erhebung verbaler Daten in drei Gruppen unterteilt: Leitfaden-Interviews, Erzählungen als Zugang und Gruppenverfahren. Zu den Leitfaden-Interviews zählen das Fokussierte, das Halbstandardisierte, das Problemzentrierte und das Experten-Interview. In die Gruppe der Interviewverfahren, bei denen zu Beginn des Interviews ein Erzählanreiz gegeben wird, fallen das Narrative und das Episodische Interview. Als Gruppenverfahren werden Gruppendiskussion und Gemeinsames Erzählen genannt.

Folgende Interviewverfahren werden aufgrund ihrer praktischen Relevanz für die vorliegende Studie an dieser Stelle näher beschrieben (interessierte LeserInnen seien an dieser Stelle auf Flick, 2006 verwiesen):

Das Problemzentrierte Interview

Das Experten-Interview

Das Problemzentrierte Interview

Bei dieser von Witzel (1982) eingeführten Interviewtechnik wird anhand eines offenen, halbstrukturierten Leitfadens, der aus Fragen und Erzählanreizen besteht, eine bestimmte Problemstellung thematisiert (Flick, 1998; Mayring, 2002). Das Interview setzt sich aus vier Elementen zusammen: einem Kurzfragebogen zur Erfassung soziodemographischer Daten, dem Leitfaden, der Aufzeichnung des Gesprochenen und dem Postscriptum, in dem Besonderheiten der Interviewsituation festgehalten werden (Flick, 1998).

Bei dieser Forschungsstrategie werden explizit qualitative und quantitative Elemente vereint, um ein „verlässliches Gesamtbild eines sozialen Gegenstandes“ (Diekmann, 2007, S.451) erstellen zu können.

Anders als bei narrativen Interviews spielt der Interviewer/die Interviewerin während der Erzählphase eine aktive Rolle und kann durch Fragen aus dem vorher erstellten Interview-Leitfaden das Gespräch steuern. Die Reihenfolge der Fragen kann variieren und ermöglicht so ein an die jeweilige Gesprächssituation angepasstes, flexibles Vorgehen. Dabei werden drei Kommunikationselemente angewendet (Flick, 1998; Mayring, 2002):

Sondierungsfragen: Als allgemein formulierte Fragen führen sie in das Thema ein und dienen dazu, durch Nachfragen zu mehr Information zu kommen („Gibt es sonst noch etwas was Ihnen zu dieser Frage einfällt?“ „Was geschieht da genauer?“). Als spezifisch formulierte Fragen verhelfen Sondierungsfragen durch Paraphrasen und Interpretationen dem/der ForscherIn das Gesprochene näher zu beleuchten und Missverständnisse auszuräumen.

Leitfragen: Diese Fragen beziehen sich auf die Problemstellung und sind die wesentlichen Aspekte im Leitfaden.

Ad-hoc-Fragen sind spontane Fragen, die im Interview-Leitfaden nicht enthalten sind und durch die ein spontanes Eingehen auf neue, für die Problemstellung interessante Aspekte die sich im Laufe des Gesprächs ergeben, ermöglichen.

Der Vorteil dieser Interviewtechnik liegt gegenüber der Vorgabe geschlossener Antwortformate darin, dass durch die offene Gesprächskultur eine Vertrauensbasis zwischen Interviewtem und InterviewerIn geschaffen wird und relativ spontan auf die von den InterviewpartnerInnen aufgeworfenen Themen eingegangen werden kann (Diekmann, 2007). Durch Befragung unmittelbar Betroffener mittels problemzentrierter Interviews wird die Aufmerksamkeit der Befragten direkt auf ihren Lebensraum gelenkt, die Auseinandersetzung mit diesem angeregt und das Gefühl der Mitverantwortung durch das Interesse an der eigenen Meinung gesteigert.

Vorteile des Einsatzes eines Interview-Leitfadens ergeben sich bei dieser Interviewtechnik daraus, dass man durch die darin angesprochenen Themen ein Gerüst für die Datenerhebung und weitere Datenanalyse erhält, welches Ergebnisse unterschiedlicher Interviews vergleichbar macht. „Dennoch lässt es [das Leitfaden-Interview] genügend Spielraum, spontan aus der Interviewsituation heraus neue Fragen und Themen einzubeziehen oder bei der Interviewauswertung auch Themen herauszufiltern, die bei der Leitfaden-Konzeption nicht antizipiert wurden“ (Bortz & Döring, 2003, S.315).

Das Experten-Interview

Dieses Interviewverfahren kann als spezielle Form des Leitfaden-Interviews gesehen werden. Hierbei nimmt der/die Befragte als Person einen geringeren Stellenwert dahingehend ein, dass das Forschungsinteresse eher auf ihrem/seinem Wissen einen bestimmten Gegenstand betreffend liegt. Die/der Interviewte wird als StellvertreterIn einer bestimmten Gruppe gesehen und weniger als einzelner Fall. Da der Interviewer/die Interviewerin am Fachwissen zur Beantwortung seiner/ihrer Forschungsfrage interessiert ist und er/sie irrelevante Informationen vermeiden möchte, kommt gerade bei dieser Interviewform dem

Interview-Leitfaden als steuerndes Element eine besondere Bedeutung zu (Flick, 1998).

Die Auswahl von InterviewpartnerInnen

Das Forschungsinteresse und dadurch die Auswahl der Fragen, wie auch die Auswahl der InterviewpartnerInnen beeinflussen den Inhalt eines Interviews. Dabei determiniert die Wahl der InterviewpartnerInnen die Qualität der Informationen, die der/die ForscherIn erlangt (Gläser & Laudel, 2004, S.113).

Als ersten Schritt bei der Auswahl der InterviewpartnerInnen muss der/die ForscherIn feststellen, welche Personen über die in Bezug auf die Fragestellung relevanten Informationen verfügen. Um möglichst viele Informationen zu erhalten, ist es meist erforderlich, viele unterschiedliche AkteurInnen zu einer Thematik zu befragen. Da etliche Fehlerquellen (siehe Kapitel 5.3.) die Aussagekraft der auf dem Weg der Befragungen erhaltenen Informationen verringern, ist es ratsam, mehrere Personen im Sinne der Triangulation (siehe Kapitel 8.2.6.) zur Informationsgewinnung heranzuziehen. Die optimale Zahl der InterviewpartnerInnen wird neben den genannten methodischen Überlegungen „durch forschungspraktische Gesichtspunkte wie die Erreichbarkeit und die Bereitschaft potentieller Interviewpartner“ (ebenda, S.113) als auch durch pragmatische Entscheidungen (finanzieller und zeitlicher Rahmen) bestimmt.

Die konkrete Auswahl der InterviewpartnerInnen muss nicht bereits zu Beginn der Befragung festgelegt sein. Oft kristallisieren sich im Rahmen der Befragung durch Hinweise und Empfehlungen weitere potentielle InterviewpartnerInnen heraus, die relevante Informationen liefern können (ebenda, S.114).

8.2.4. Vom Gesprochenen zum Text – Dokumentation und Transkription

Die Verschriftlichung stellt Wirklichkeit im Text her und bildet die interessierende Realität auf besondere Weise ab. Flick (1998, S.194) beschreibt die Textualisierung mit einer „anderen Version des Geschehens“. Gesprochenes, flüchtige Situationen werden fixiert und somit zu Etwas, die Zeit Überdauerndes. Dadurch wird das gesprochene Wort der weiteren Analyse zugänglich.

Ein einheitlicher Standard, wie bei der Transkription vorzugehen ist, konnte sich bisher nicht durchsetzen (Flick, 2006). Der/die ForscherIn muss je nach Forschungsfrage entscheiden, welche Informationen zu ihrer Beantwortung relevant sind und in das Transkript Eingang finden müssen (Mayring, 2002). Straus und Corbin (1996, S.14f.) empfehlen die ersten Interviews vollständig zu transkribieren und mit wachsender Kenntnis der entstehenden Theorie, nur noch jene Abschnitte oder Textstellen zu transkribieren, die mit dieser sich entwickelnden Theorie in Verbindung stehen. Nach Flick (1998) soll der Forschungsgegenstand so dokumentiert werden, dass es möglich ist, ihn aus der Verschriftlichung heraus zu rekonstruieren und seiner Bedeutung entsprechend analysieren zu können.

Mayring (2002, S.89ff.) unterscheidet fünf verschiedene Protokollierungstechniken: wörtliche Transkription, kommentierte Transkription, zusammenfassendes Protokoll, selektives Protokoll und Konstruktion deskriptiver Systeme. Bei der **wörtlichen Transkription** kann der/die ForscherIn zwischen drei Techniken wählen: das Internationale Phonetische Alphabet (um alle Dialekte und Sprachfeinheiten wiederzugeben), die literarische Umschrift (Dialekte werden ins gebräuchliche Alphabet überführt) und die Übertragung in normales Schriftdeutsch (hier steht die inhaltlich-thematische Ebene im Vordergrund; Satzbaufehler werden behoben und Dialekte ins Schriftdeutsch überführt). Werden zusätzlich zum Inhalt des Gesprochenen weitere Informationen wie Pausen, Betonungen, Lachen etc. festgehalten, spricht man von **kommentierter Transkription**. Das zusammenfassende und das selektive Protokoll zielen darauf ab, die Materialfülle schon während der Transkription zu reduzieren. Während beim **zusammenfassenden Protokoll** das gesamte Material herangezogen wird, werden beim **selektiven Protokoll** unter Einsatz von vorher festgelegten Kriterien nur jene Inhalte transkribiert, die für die Fragestellung relevant sind. Bei beiden Methoden wird das Gesprochene zusammengefasst und Redundantes weggelassen. Bei der **Konstruktion deskriptiver Systeme** werden Kategoriensysteme theoriegeleitet aufgestellt und das Material anhand dieser Kategorien geordnet.

8.2.5. Auswertungsverfahren – von den Daten zur Theorie

In der qualitativen Sozialforschung gibt es eine Fülle an Auswertungsverfahren. Zu den gängigsten Methoden zählen die Grounded Theory (Glaser & Strauss, 1998), die Qualitative Inhaltsanalyse (Mayring, 2007), die Objektive Hermeneutik und die Konversationsanalyse. In Hinblick auf die Auswertung der vorliegenden Studie mittels Grounded Theory und dem Theoretischen Kodieren (Glaser & Strauss, 1998; Strauss & Corbin, 1996) werden nachfolgend diese Methoden erläutert. Interessierte LeserInnen seien an dieser Stelle auf Flick (1998) und Mayring (2002) verwiesen.

8.2.5.1. Grounded Theory

Die Grounded Theory ist eine Methode der qualitativen Sozialforschung, die von den Soziologen Glaser und Strauss in den 60er Jahren entwickelt wurde. Darunter ist ein Verfahren zu verstehen, das schon während der Datenerhebung erste Schritte der Auswertung und Hypothesengenerierung ermöglicht (Mayring, 2002). Eine Grounded Theory wird induktiv aus den Daten entwickelt und ist als Prozess zu verstehen.

Glaser und Strauss verwenden für die Generierung von Theorien die Methode der komparativen (vergleichende) Analyse. Diese Methode kann auf „soziale Einheiten jeglicher Größe angewandt werden“ (Glaser & Strauss, 1998, S.31), auf Personen, auf Organisationen und Institutionen (wie beispielsweise Krankenhausstationen und Schulklassen), auf Nationen oder auf ganze Kontinente.

Eine Grounded Theorie muss vier Kriterien erfüllen (Strauss und Corbin, 1996, S.8):

1. **Übereinstimmung** mit dem Forschungsgegenstand: Dieses Kriterium gilt als erfüllt, wenn die Daten sorgfältig erhoben und miteinander verglichen werden.
2. **Verständlichkeit** der entwickelten Theorie für die untersuchten Personen und für PraktikerInnen.
3. **Allgemeingültigkeit**: Entstammen die Daten, auf deren Basis die Theorie entwickelt wurde, einer umfassenden Analyse, so sollte die Theorie auch

auf andere Bereiche angewendet werden können, die mit dem untersuchten Gegenstand in Verbindung stehen.

4. **Kontrolle:** Da die Theorie systematisch aus der Analyse der Daten gewonnen wird, kann das Vorgehen kontrolliert werden.

Um die in der Analyse gewonnenen Eindrücke auf ihre Richtigkeit zu prüfen, werden Belege aus vergleichbaren Situationen herangezogen. Aus diesen Belegen werden „*konzeptuelle Kategorie* (oder eine *konzeptuelle Eigenschaft* der Kategorie)“ (Glaser und Strauss, 1998, S.33) gebildet. Belege können in Frage gezogen werden, wohingegen das auf ihrer Basis entstandene Konzept als „theoretische Abstraktion“ bestehen bleiben kann, wenn es auf den Forschungsgegenstand hin bezogen präzisiert wird und es sich für die Interpretation der Daten weiterhin als brauchbar erweist.

Daher ist die Beschaffenheit der Belege bzw. die Menge der Fälle weniger von Bedeutung. „Ein einziger Fall kann eine allgemeine konzeptuelle Kategorie oder eine allgemeine konzeptuelle Eigenschaft anzeigen; ein paar Fälle mögen die Indizien bestätigen.“ (Glaser und Strauss, 1998, S.39)

Die sorgfältige Auswahl dieser Fälle erfolgt mittels der Methode des theoretical sampling (siehe Kapitel 8.2.2.). Um eine Grounded Theory entwickeln zu können ist es nicht wesentlich, dass der Forscher/die Forscherin das gesamte Forschungsfeld kennt, sondern dass er/sie in der Lage ist auf Basis der von ihm/ihr gesammelten Fälle eine allgemeine Kategorie zu erstellen.

Verallgemeinerung der durch komparative Analyse gewonnenen Erkenntnis wird oft angestrebt um eine Theorie zu verbreiten und somit aussagekräftiger zu machen und um die Reichweite ihrer Anwendbarkeit aufzuzeigen. Durch den Vergleich mit Daten aus anderen Untersuchungen wird das Besondere der eigenen Daten offensichtlich.

Glaser und Strauss heben die Bedeutung der Generierung von Theorien gegenüber ihrer Verifikation hervor. Komparative Analyse soll insoweit mit Verifikation ihrer Belege arbeiten, sofern sie für die Generierung von Theorie hilfreich ist.

Die Auffassung einer Theorie als Prozess impliziert, dass eine Theorie nicht als abgeschlossen und starr gilt, sondern permanenten Entwicklungen unterliegt und auf diese Weise der gegebenen sozialen Situationen eher Rechnung trägt.

Nach Glaser und Strauss (1998) ist die Anwendung externer Kategoriensysteme auf das erhobene Datenmaterial durchaus möglich, verleitet jedoch dazu, dass der/die ForscherIn seinen/ihren Fokus auf diese externen Kategorien einschränkt. Die Methode der Grounded Theorie wurde über die Jahre immer wieder modifiziert. In früheren Arbeiten raten die Autoren bei der Generierung von Theorie den induktiven Weg der deduktiven Vorgehensweise vorzuziehen bzw. bei Wahl eines vorher festgesetzten Kategoriensystems dieses reflexiv den eigenen Daten anzupassen. Strauss und Corbin (1996) widmen der Bedeutung von Literatur in der Grounded Theorie ein ganzes Kapitel. Auch sie verweisen darauf, dass Kategorien, die aus früheren Arbeiten entnommen wurden, an den tatsächlich gewonnenen Daten angepasst werden müssen. Strauss und Corbin (1996) heben jedoch die Vorteile des Einbeziehens von Literatur hervor: aus der Literatur können Ideen zur Erstellung eines Interview-Leitfadens entnommen werden, weiters kann die Lektüre die theoretische Sensibilität des/der ForscherIn anregen, indem sie ihn/sie sensibel dafür macht, worauf er/sie bei der Datenanalyse zu achten hat. Der/die ForscherIn kann seine/ihre Befunde an früheren Forschungsergebnissen validieren.

Schon während der Entwicklung einer Theorie können Aspekte aus der Literatur eingebaut werden, sofern diese für die erhobenen Daten von Relevanz sind (Strauss & Corbin, 1996).

Ein wichtiges Hilfsmittel bei der Methode des ständigen Vergleichs ist, wie oben bereits erwähnt, das Verfassen von Memos. Dabei werden alle Fragen, Überlegungen, Widersprüche etc., die während der Kategorisierung auftreten, notiert. Memos werfen neue Fragen auf, beinhalten Erläuterungen und können für die weitere Analyse wichtige Impulse liefern (Flick, 1998).

8.2.5.2. Theoretisches Kodieren

Bei der Dateninterpretation wird Kodierung als Operation verstanden mit der „Daten aufgebrochen, konzeptualisiert und auf neue Weise wieder

zusammengesetzt werden.“ (Strauss & Corbin, 1996, S.57). Die Kodierung setzt am empirischen Material (den Daten) an und führt über den Weg der Abstraktion zur Generierung von Theorie. Flick (1998, S.197) versteht unter Kategorisierung „die Zusammenfassung von solchen Begriffen [Kodes] zu Oberbegriffen und die Herausarbeitung von Beziehungen zwischen Begriffen und Oberbegriffen bzw. Kategorien und Oberkategorien.“ Alle Überlegungen und Unklarheiten, die während der Kategorisierung auftreten, sollen als Memos notiert werden. Diese Notizen können Auskunft über einzelne Kodes liefern oder neue Fragen aufwerfen und den Forscher/die Forscherin auf diese Weise zur Reflexion anregen (Flick, 1998).

Die Theorie entsteht indem die Kategorien miteinander in Beziehung gesetzt werden. Im Rahmen der Analyse kristallisieren sich nach und nach die Eigenschaften der einzelnen Kategorien heraus. Diese Charakteristika ermöglichen es, die einzelnen Kategorien miteinander zu vergleichen und ihre Beziehungen zueinander herauszuarbeiten.

Die Kodierung der Daten verläuft in drei Phasen, die ineinander übergehen und sich auch zeitlich abwechseln können. Diese drei Phasen werden offenes Kodieren, axiales Kodieren und selektives Kodieren genannt.

Offenes Kodieren

Diese Phase, die immer am Anfang der Analyse steht, zielt auf die **Identifikation von Kategorien**, ihren Eigenschaften und dimensionalen Ausprägung ab. Es werden Daten und Phänomene in Begriffe gefasst. Dabei werden Aussagen in ihre Sinneinheiten aufgebrochen und mit Kodes versehen. Diese Kodes werden miteinander verglichen und, wenn sie ein und dasselbe Phänomen beschreiben, im weiteren Vorgehen zu einer Kategorie gruppiert. Die neu entstandene Kategorie soll so bezeichnet werden, dass ihr Name das zugrundeliegende Phänomen abstrakter als die einzelnen Kodes beschreibt und der Forscher/die Forscherin durch diese Bezeichnung an den Inhalt der Kategorie erinnert wird. Bei der Namensgebung kann der/die ForscherIn auf zweierlei Weise vorgehen: entweder übernimmt er/sie einen Begriff aus der Literatur (dabei muss beachtet werden, dass etliche Begriffe mit Stereotypen behaftet sind) oder er/sie verwendet

einen Begriff, der direkt aus dem empirischen Material als sogenannter **in-vivo Kode** entnommen wird.

Als nächster Analyseschritt werden die Kategorien weiter verfeinert indem zuerst ihre Eigenschaften bzw. Charakteristika herausgearbeitet und benannt und dann diese Eigenschaften dimensioniert werden. Unter Dimension versteht Strauss (1996, S.51) „die Anordnung einer Eigenschaft auf einem Kontinuum“.

Zur Illustration führen Strauss und Corbin (1996, S.51) ein Beispiel an: Die Kategorie Farbe kann durch die Eigenschaften Schattierung, Farbton, Farbintensität beschrieben werden. Diese Charakteristika können wiederum auf einem Kontinuum aufgespannt werden. So kann beispielsweise der Farbton von hell bis dunkel variieren.

Je nachdem wie detailliert man beim offenen Kodieren vorgehen möchte, stehen drei Möglichkeiten zur Verfügung: entweder geht man das empirische Material zeilenweise durch oder kodiert ganze Abschnitte oder man sieht ein gesamtes Dokument als Kodiereinheit an. Am Ende des offenen Kodierens verfügt der/die ForscherIn über eine Liste von Kodes und Kategorien. Im Laufe dieser Phase sind etliche Notizen mit Erläuterungen oder Fragen zu den einzelnen Kodes entstanden, auf die der/die ForscherIn für die weitere Analyse zurückgreifen kann.

Um die Identifikation von Kategorien, ihren Eigenschaften und Dimensionen anzuregen, werden folgende W-Fragen an das Datenmaterial gestellt (Flick, 1998, S.200f.; Strauss & Corbin, 1996):

Was? Worum geht es hier? Welches Phänomen wird angesprochen?

Wer? Welche Personen, Akteure sind beteiligt? Welche Rollen spielen sie dabei? Wie interagieren sie?

Wie? Welche Aspekte des Phänomens werden angesprochen (oder nicht angesprochen)?

Wann? Wielange? Wo? Zeit, Verlauf und Ort;

Wieviel? Wiestark? Intensitätsaspekte;

Warum? Welche Begründungen werden gegeben oder lassen sich erschließen?

Wozu? In welcher Absicht, zu welchem Zweck?

Womit? Mittel, Taktiken und Strategien zum Erreichen des Ziels

Neben dem Stellen von Frage an die Daten gibt es noch andere Techniken eine tiefere Analyse am Datenmaterial anzuregen.

Es können Vergleiche an den Extrempolen einer Dimension gezogen werden (Flip-Flop-Technik); einzelne Wörter, Phrasen oder Sätze werden analysiert; systematische und wiederholte Vergleiche werden angestellt und scheinbar Selbstverständliches („immer“, „nie“) wird in Frage gestellt (Strauss & Corbin, 1996, S.56ff.).

Axiales Kodieren

Das axiale Kodieren dient der **Verfeinerung und der Differenzierung** der bereits vorhandenen Kategorien. „Dabei werden aus der Vielzahl erstandener Kategorien diejenigen ausgewählt, deren weitere Ausarbeitung am vielversprechendsten erscheint.“ (Flick, 1998, S.201). In der Phase des axialen Kodierens werden die Daten wieder neu zusammengefügt „indem *Verbindungen zwischen einer Kategorie und ihren Subkategorien ermittelt werden*“ (Strauss & Corbin, 1996, S.76). Der/die ForscherIn entwickelt Hypothesen über die gefundenen Beziehungen zwischen diesen Kategorien und durchsucht das weitere Material mit dem Ziel seine/ihre Annahmen zu bestätigen, zu widerlegen oder zu erweitern. Dabei bewegt er/sie sich zwischen induktivem (Aufstellen von Hypothesen, Identifizieren von Verbindungen zwischen den Kategorien) und deduktivem Vorgehen (Überprüfen der Hypothesen und der gefundenen Beziehungen durch Vergleiche mit anderen Textstellen) hin und her.

Geht es beim offenen Kodieren noch darum, Kategorien, ihre Eigenschaften und Dimensionen zu identifizieren, werden beim axialen Kodieren einzelne Kategorien (sogenannte Achsenkategorien; Flick, 1998) herausgegriffen und einer umfassenderen Analyse unterzogen.

„Beim axionalen Kodieren liegt unser Fokus darauf, eine Kategorie (*Phänomen*) in Bezug auf die *Bedingungen* zu spezifizieren, die das Phänomen verursachen; den *Kontext* (ihren spezifischen Satz von Eigenschaften), in den das Phänomen eingebettet ist; die *Handlungs- und interaktionalen Strategien*, durch die es bewältigt, mit ihm umgegangen oder durch die es ausgeführt wird; und die *Konsequenzen* dieser Strategien. Weil diese spezifizierenden Kennzeichen einer Kategorie ihr Präzision verleihen, nennen wir sie *Subkategorien*.“ (Strauss & Corbin, 1996, S.76)

In der Phase des offenen Kodierens ist noch nicht erkennbar, ob es sich bei einer Kategorie um ein Phänomen (Hauptkategorie) oder um Bedingungen, Strategien und Konsequenzen (Subkategorien) handelt. In der Phase des axionalen Kodierens werden die Beziehungen zwischen der Achsenkategorie und ihren Subkategorien klarer, und die Achsenkategorie gewinnt an Dichte. Dazu bedient man sich eines Kodier-Paradigmas, das das Beziehungsgeflecht aus Bedingungen, Kontext, Handlungs- und interaktionalen Strategien und Konsequenzen in Bezug auf ein Phänomen verdeutlicht (Strauss & Corbin, 1996). Auch hier werden die oben genannten Techniken des Vergleichens und Fragestellens angewendet.

Selektives Kodieren

In dieser Phase wird ein höheres Abstraktionsniveau eingeschlagen und es wird jene **Kernkategorie herausgearbeitet**, um die sich die anderen entwickelten Kategorien anordnen lassen. Beim selektiven Kodieren werden die Kategorien aus den vorhergehenden Phasen zu einer nachvollziehbaren und gegenstandsverankerten Theorie integriert.

Es gibt mehrere Schritte die zur Entwicklung dieser Theorie führen. Wie die Kodierphasen folgen diese Schritte keiner linearen Abfolge und greifen ineinander. Zunächst muss der rote Faden der Geschichte dargelegt werden. Um diesen roten Faden zu identifizieren soll der/die ForscherIn das zentrale Phänomen (die Hauptkategorie) in ein paar Sätzen beschreiben. Als nächstes wird **von der Beschreibung der Geschichte zur Konzeptualisierung** übergegangen, indem

man die Kategorien nach jener Kernkategorie durchsucht, die abstrakt genug ist, die anderen Kategorien zu umfassen. Dieses eine zentrale Phänomen wird mit einem Namen gekennzeichnet und mit den übrigen Kategorien in Beziehung gesetzt. Wichtig ist, dass nur ein Phänomen und somit nur eine Kategorie als Kernkategorie ausgewählt wird, da jede zusätzliche Kernkategorie mit einer eigenen Theorie verbunden ist und in weiteren Forschungen gesondert behandelt werden sollte. Scheint es nicht möglich eine Kernkategorie zu identifizieren, kann ein erfahrener Berater/eine erfahrene Beraterin zugezogen werden, der/unbefangenen die Kategorien sortiert und durch Fragen neue Sichtweisen eröffnet.

Als nächsten Schritt werden die Eigenschaften der Kernkategorie herausgearbeitet und mit den anderen Kategorien entsprechend des Kodier-Paradigmas in Verbindung gebracht. Dabei müssen die Kategorien in eine neue Ordnung gebracht werden um eine in sich logische Geschichte (spezifische Theorie) zu erhalten. Schon während des axialen Kodierens lassen sich wiederkehrende Beziehungen in den Daten erkennen. In der Phase des selektiven Kodierens werden diese Muster identifiziert und die Kategorien dementsprechend angeordnet. Ist dies geschehen, ist es dem/der ForscherIn möglich anzugeben „Unter diesen und jenen Bedingungen (Auflistung) passiert das und das; während unter anderen Bedingungen das und das eintritt.“ (Strauss & Corbin, 1996, S.107)

Auch in dieser Phase wechselt der/die ForscherIn zwischen induktivem (Aufstellen von Hypothesen) und deduktivem Denken (Prüfen dieser Hypothesen) hin und her. So wird er/sie Hypothesen über die Beziehungen zwischen den Kategorien bei wechselnden Kontextbedingungen aufstellen und diese Beziehungen an den Daten validieren. Dieses Vorgehen macht die Theorie gegenstandsverankert. Dabei müssen die Aussagen nicht bei jedem einzelnen Fall zutreffen. Wichtig ist, dass sie im Allgemeinen, also für die meisten Fälle, gültig sind. Eine völlige Passung eines Falles in ein Muster ist selten und muss nicht zwingend erreicht werden. Der/die ForscherIn soll sich eher auf „das Kriterium des besten als des genauen Passens“ (Strauss & Corbin, 1996, S.115) konzentrieren. Die Hypothesen können so lange modifiziert werden bis sie diese allgemeine Gültigkeit erreicht haben und theoretische Sättigung eingetreten ist (Flick, 1998). Um die entstehende Theorie mit konzeptioneller Dichte und Spezifität

anzureichern, werden die Lücken in den Kategorien durch das Hinzufügen weiterer Details geschlossen (Strauss & Corbin, 1996).

8.2.6. Gütekriterien

Um die Qualität sozialwissenschaftlicher Forschungen einschätzen zu können wurden Gütekriterien entwickelt. In der quantitativen Forschung werden Messungen anhand ihrer Validität, Reliabilität und Objektivität beurteilt. Auch in der qualitativen Forschung strebt man nach Prüfung der Messungen durch Gütekriterien um der Kritik nach Subjektivität, Willkürlichkeit und mangelnder Nachvollziehbarkeit entgegen zu treten.

Die Gütekriterien des quantitativen Ansatzes können jedoch nicht einfach auf qualitative Methoden übertragen werden. Vielmehr müssen diese Gütekriterien, um der qualitativen Vorgangsweise gerecht zu werden, modifiziert und neu definiert werden (Flick, 1998; Mayring, 2002). Dem quantitativen und dem qualitativen Ansatz liegen jeweils unterschiedliche Forschungsverständnisse zugrunde (siehe Kapitel 8.1.2.), daher bestehen vor allem in jüngerer Zeit Bestrebungen dahingegen für die qualitative Forschung eigene Gütemaßstäbe aufzustellen. Während bei quantitativen Methoden ihre Gültigkeit in Zahlen erfasst wird, muss der Fokus im qualitativen Ansatz auf der Argumentation liegen.

Reliabilität

Um die **prozedurale Reliabilität** qualitativer Methoden zu erhöhen werden verschiedene Vorgehensweisen gewählt. Schon bei der Dokumentation in Form von Feldnotizen empfiehlt es sich die Daten standardisiert zu notieren, vor allem wenn mehrere ForscherInnen involviert sind. Auch bei der Transkription soll anhand eines Transkriptionsschemas vorgegangen werden. BeobachterInnen- sowie InterviewerInnenschulungen führen ebenfalls zu reliableren Ergebnissen. Während der Analyse werden die einzelnen Kodes und Kategoriensysteme mit anderen Textstellen verglichen. Auf diese Weise wird versucht „die Reliabilität einer gefundenen Interpretation dadurch zu überprüfen, daß sie konkret an anderen Ausschnitten desselben Textes oder an anderen Texten getestet wird.“ (Flick, 1998, S.242). Die Trennung zwischen Analyse und Interpretation muss ersichtlich sein und der/die ForscherIn muss jeden Schritt reflexiv dokumentieren.

Das Gütekriterium Reliabilität muss, um der qualitativen Forschung gerecht zu werden, dahingehend neu definiert werden, dass darunter die Überprüfbarkeit der Verlässlichkeit bei der Datenerhebung, Analyse und Interpretation zu verstehen ist.

Wiederholungs-Reliabilität muss zurückgewiesen werden, da sich die qualitative Forschung mit Gegenständen befasst, die in Abhängigkeit mit den vorherrschenden Kontextbedingungen zu sehen sind. ForscherIn und Forschungsgegenstand sind keine statischen Elemente, sondern verändern sich im Laufe der Untersuchung, sie treten in Interaktion miteinander (Flick, 1998).

Validität

Der/die ForscherIn bildet auf Basis der Daten und des weiteren Vorgehens eine Version der Wirklichkeit. Die Frage der Validität ist eine Frage, wie weit diese Version den Versionen der untersuchten Personen entspricht und wieweit ihr Zustandekommen für andere nachvollziehbar ist. Die Validität kann erhöht werden, wenn man mit dem/der Interviewten nach der Befragung das Transkript noch einmal bespricht und gegebenenfalls modifiziert (**kommunikative Validisierung**).

Triangulation

Darunter wird die „Kombination verschiedener Methoden, verschiedener Forscher, Untersuchungsgruppen, lokaler und zeitlicher Settings sowie unterschiedlicher theoretischer Perspektiven in der Auseinandersetzung mit einem Phänomen verstanden.“ (Flick, 1998, S.249)

Durch Triangulation sollen verschiedene Lösungswege für eine Problemstellung aufgezeigt werden. Die unterschiedlichen Herangehensweisen zur Beantwortung einer Fragestellung können miteinander verglichen und nach Vor- und Nachteilen abgewogen werden. Durch die Zusammenführung unterschiedlicher Sichtweisen wird Verzerrungen, die durch die einseitige wissenschaftliche Betrachtung zustande kommen, entgegengewirkt. Triangulation stellt eine Alternative zur Validität dar, „die Breite, Tiefe und Konsequenz im methodischen Vorgehen erhöht.“ (S.251)

Analytische Induktion

Darunter ist eine Methode zu verstehen, die von einer Theorie abweichende Fälle analysiert und versucht diese in die Theorie zu integrieren. Die Theorie bzw. die aus ihr abgeleiteten Hypothesen werden dabei so lange modifiziert, bis sie auch für die zunächst widersprüchlichen Fälle gültig ist (Flick, 1998).

Empirischer Teil

Den empirischen Teil der vorliegenden Diplomarbeit stellt die qualitativ ausgerichtete Erforschung eines Stadtteils (Altstadtbereich) der niederösterreichischen Stadt Krems dar. Im Folgenden werden das Forschungsinteresse, die forschungsleitenden Fragen, das methodische Vorgehen, wie auch die Ergebnisse dargestellt. Den Abschluss des empirischen Teils bilden die Beantwortung der Fragestellungen und eine Diskussion inklusive Ausblick.

Bei der Ausführung des wissenschaftlichen Vorgehens dieser Studie wird großer Wert auf eine transparente und nachvollziehbare Darstellung gelegt. Um dies gewährleisten zu können, werden die einzelnen Forschungsschritte detailliert erläutert.

9. Forschungsinteresse

Das Forschungsinteresse der vorliegenden Studie ist die Erfassung der subjektiv wahrgenommenen **Lebensqualität** in der Kremser Altstadt. Ein besonderer Fokus wird dabei auf die Erhebung der **Bedürfnisse** ihrer Bewohnerinnen und Bewohner gelegt, da erst die Kenntnis individueller Wünsche und Bedürfnisse eine für alle Beteiligten akzeptable Integration in städtische Entwicklungsprozesse ermöglicht und somit zur Aufrechterhaltung bzw. Erhöhung der Lebensqualität jedes Einzelnen als auch der Stadt als Ganzes beiträgt.



Kremser Altstadt (Foto: Leone Strizik)

Von weiterem Interesse ist, ob sich die BewohnerInnen der Kremser Altstadt **mit** ihrer **Wohngegend identifizieren** können und wenn ja, welche identitätsstiftenden Elemente in diesem Stadtteil vorhanden sind.

9.1. Forschungsleitende Fragestellungen

Folgende forschungsleitende Fragen werden im Rahmen dieser Studie beantwortet:

1. Wie schätzen Personen, die mit der Kremser Altstadt in Verbindung stehen die subjektive Lebensqualität dieses Stadtteils ein?
2. Wie kann die subjektive Lebensqualität in der Kremser Altstadt verbessert werden?
3. Können sich Personen, die mit der Kremser Altstadt in Verbindung stehen, mit diesem Stadtgebiet identifizieren?
4. Welche identitätsstiftenden Elemente weist die Kremser Altstadt auf?
5. Welches Image hat die Kremser Altstadt in den Augen der UntersuchungsteilnehmerInnen?

10. Forschungsfeld – Kremser Altstadt

Krems ist mit 23.879 EinwohnerInnen (Stand: Jänner 2008, www.krems.at) die fünftgrößte **Stadt in Niederösterreich** und liegt 70 Kilometer von Wien entfernt.

Mit ihrer über 1000- jähriger Geschichte zeichnet sich diese niederösterreichische Stadt, neben ihrem Kunst- und Kulturangebot (Kunsthalle, Karikaturmuseum u. a.) und ihrer Veranstaltungsvielfalt (Donaufestival, Musikfestival Glatt & Verkehrt, Wachauer Filmfest u. a.), auch durch ein breit gefächertes Bildungsangebot (Donau-Universität, IMC- Fachhochschule u. a.) aus.

Trotz dieses attraktiven und vielseitigen Angebots, sieht sich Krems mit regionalen Problemen wie der Abwanderung von Wirtschaftsbetrieben an die Peripherie und damit einhergehend eines drohenden Altstadtsterbens konfrontiert. Um diesen Entwicklungen entgegenzusteuern und die Lebensqualität in der Stadt bei verstärkter Einbindung der Bevölkerung in städtische Entwicklungsprozesse zu

erhöhen, nimmt Krems **seit 2007** an der „**NÖ Aktion Stadterneuerung**“ teil (www.dorf-stadterneuerung.at).

Bereits zwei Jahre zuvor wurde die „**Zukunftskonferenz**“ in Krems, als erster Schritt zur Bürgerbeteiligung, ins Leben gerufen. Momentan arbeiten die TeilnehmerInnen der Zukunftskonferenz in 8 verschiedenen Projektgruppen an unterschiedlichen Ideen und deren Umsetzungen. Eine dieser Projektgruppen, die „Nachhaltigkeitsplattform“, hat sich zum Ziel gesetzt ein Nachhaltigkeitskonzept der Stadt Krems zu entwickeln.

Dem „**Drei- Säulen- Modell der Nachhaltigkeit**“ (www.nachhaltigkeit.at) folgend, bedarf es für eine optimalen Verwirklichung einer nachhaltigen und zukunftsfähigen Entwicklung des gleichzeitigen und gleichberechtigten Einbeziehens ökologischer, ökonomischer und sozialer Ziele.

Daher wurden von der „Nachhaltigkeitsplattform“ DiplomandInnen aus den Bereichen Ökologie, Ökonomie und Soziales gesucht, die unterschiedliche Bausteine dieses Nachhaltigkeitskonzeptes bearbeiten und deren Ergebnisse in das Nachhaltigkeitskonzept der Stadt Krems einfließen sollen.

Während sich zwei DiplomandInnen mit Grünflächen und Mobilitätsverhalten in Krems befassen, liegt der Fokus der vorliegenden Diplomarbeit auf der sozialen Ebene.

Das Forschungsinteresse bezieht sich auf den historischen Ortskern (Kremser Altstadt) der Stadt Krems.

Dieser Stadtteil grenzt sich aufgrund seiner historischen Bausubstanz klar von anderen Stadtbereichen ab und lässt sich innerhalb des Stadtgrabens, des Kremsflusses, der Ringstraße und der Utzstraße lokalisieren (siehe Abbildung 8).

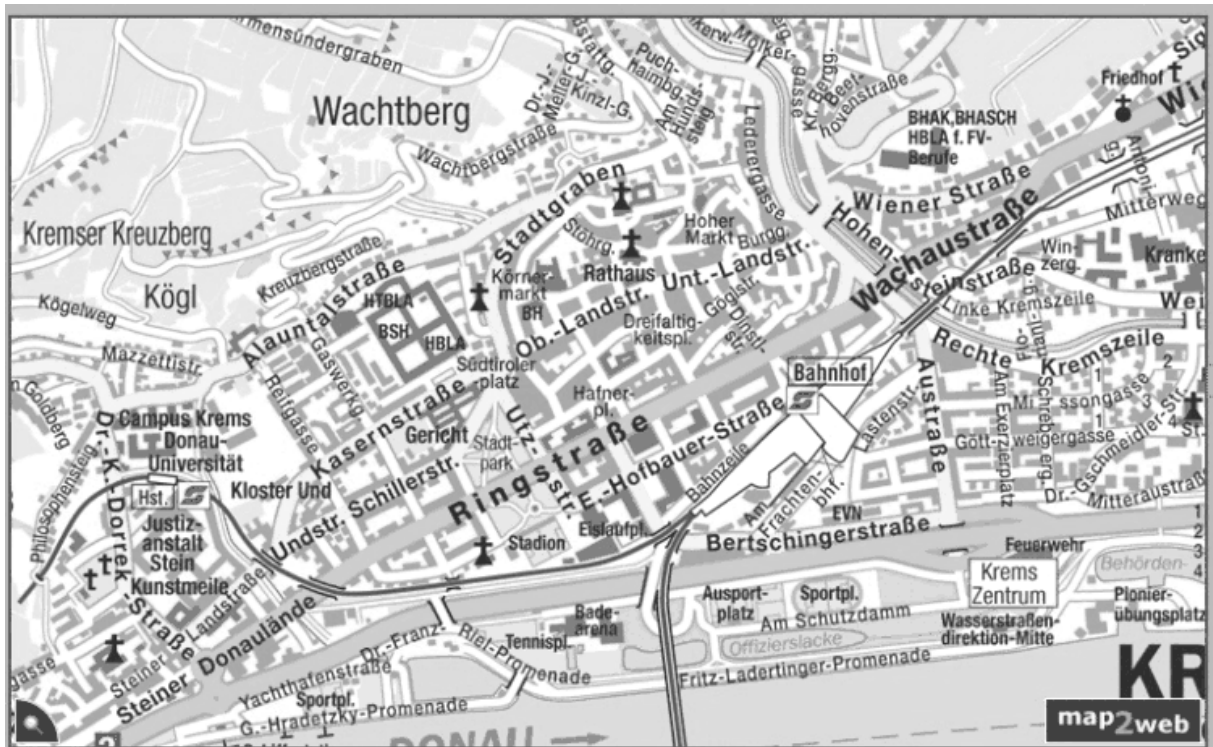


Abbildung 8: Stadtplan der Kremser Altstadt (Quelle: www.map2web.cc)

11. Forschungsdesign

Da es sich bei der Erfassung der subjektiv wahrgenommenen Lebensqualität in der Kremser Altstadt und der Identifikation ihrer BewohnerInnen mit diesem Stadtteil um ein noch weitgehend unerforschtes Gebiet handelt, wurde ein **exploratives Forschungsdesign** gewählt. Dieses zeichnet sich durch ein induktives Vorgehen aus, bei dem unter Anwendung qualitativer Methoden Thesen generiert werden und neues Wissen erworben wird. Qualitative Methoden haben gegenüber der Anwendung quantitativer Methoden den Vorteil, dass aufgrund ihrer Offenheit Aspekte erfasst werden, die bei geschlossenen Antwortkategorien verloren gehen könnten. Um auf die Vorzüge beider methodischen Zugänge nicht verzichten zu müssen, wurde in dieser Studie ein **Methodenmix aus qualitativen und quantitativen Verfahren** angewendet, welcher in Reflexionsphasen dem jeweiligen Forschungsprozess angepasst wurde.

11.1. Interviewverfahren

Als Erhebungsmethode wurden **problemzentrierte Interviews** gewählt, weil diese am besten geeignet schienen, den UntersuchungsteilnehmerInnen die Darstellung, Exemplifikation und Explikation ihrer Stadtsicht zu ermöglichen.

Bei dieser Interviewtechnik wird anhand eines offenen, halbstrukturierten Leitfadens, der aus Fragen und Erzählanreizen besteht, eine bestimmte Problemstellung thematisiert (Flick, 1998; Mayring, 2002).

Um möglichst viele unterschiedliche Perspektiven einzufangen und ein Maximum an relevanten Informationen zur Beantwortung der Fragestellungen zu erzielen, wurden **Experten-Interviews** mit RepräsentantInnen bestimmter Personengruppen geführt.

11.1.1. Konzeption des Interviewleitfadens

Anregungen für die Erstellung eines an das Forschungsfeld „Kremser Altstadt“ adaptierten Erhebungsinstrumentes lieferten frühere Forschungsarbeiten zu den Themenbereichen Ortsidentität und Lebensqualität in Städten. Dazu zählen v. a. empirischen Studien von Lalli (1989) und Schneider (1986, 1992) (siehe Kapitel 7.5.).

Auf Basis dieser Forschungsarbeiten, sowie durch Feldbeobachtung gewonnener Erkenntnisse, wurde mit fachlicher Unterstützung der Stadtpsychologin Ehmayer ein Interviewleitfaden erstellt, der der Erfassung einer auf die Kremser Altstadt bezogenen Identifikation, der subjektiv wahrgenommenen Lebensqualität sowie einer mit dieser in enger Verbindung stehender Bedürfniserhebung dient.

Im Folgenden werden die im Interview-Leitfaden erfassten Themenkomplexe beschrieben. Es sei darauf hingewiesen, dass die Fragen zur verständlicheren Darstellung des dahinter liegenden Forschungsinteresses an dieser Stelle zu thematischen Blöcken zusammengefasst wurden und nicht in der hier gegebenen Reihenfolge gestellt wurden.

Der Interview-Leitfaden mit den Fragen in der vorgegebenen Reihenfolge befindet sich im Anhang. Zu Beginn des Interviews wurden nach einer Einstiegsfrage globale Fragen zur Stadt Krems gestellt. Ein weiterer Satz an Fragen war thematisch auf die Kremser Altstadt gerichtet.

Eröffnungsfrage

Als Einstieg in das Interview und gleichzeitig zur Auflockerung der Befragungssituation wurden die UntersuchungsteilnehmerInnen gefragt: *„Was ist Ihr persönlicher Bezug zu Krems?“*

Subjektiv wahrgenommene Lebensqualität

Zur Erfassung der subjektiven Lebensqualität wurden folgende Fragen gestellt: *„Fühlen Sie sich in Krems wohl?“, „Was empfinden Sie als angenehm in der Kremser Altstadt?“* und *„Was empfinden Sie als unangenehm?“*

Identifikation mit dem Stadtgebiet

Vergangenheitsbezug

Um den Zusammenhang zwischen der eigenen Erfahrungen und der Stadt zu erfassen wurde nach dem Geburtsort und der Wohndauer gefragt. Weiters wurden die UntersuchungsteilnehmerInnen um die Beantwortung folgender Frage ersucht: *„Gibt es ein besonderes Erlebnis, dass Sie mit der Kremser Altstadt verbinden?“*

Zukunftsorientierung

Die wahrgenommene Wichtigkeit der Stadt für die persönliche Zukunft wurde durch die Frage *„Haben Sie vor in Krems zu bleiben?“* erfasst.

Image

Das Image einer Stadt liegt in ihrer Einzigartigkeit begründet, in ihren besonderen Charakteristiken, die sie von anderen Städten unterscheidet und wurde durch folgende Fragen erhoben:

„Was würden Sie im Falle eines Umzuges vermissen?“

„Was ist typisch für die Kremser Altstadt?“

„Hat die Kremser Altstadt ein Wahrzeichen?“

„Was empfinden Sie als Zentrum der Kremser Altstadt?“

„Mit welchen drei Eigenschaften würden Sie die Kremser Altstadt beschreiben?“

„Welches Bild denken Sie haben Besucher von der Kremser Altstadt?“

Die letztgenannte Frage zielt darauf ab, die eigene Stadtsicht zu verlassen und durch das Einnehmen einer neuen Perspektive an sich verborgene Repräsentationen des Stadtteils zum Vorschein zu bringen.

Bedürfniserhebung

Mit den Fragen *„Was machen Sie in Ihrer Freizeit in der Kremser Altstadt?“*

„Wenn Sie an der Kremser Altstadt etwas ändern könnten, was würden Sie tun? (Was stört Sie besonders?)“

„Gibt es Ihrer Meinung nach in der Kremser Altstadt etwas, das auf jeden Fall so bleiben sollte (also was nicht verändert werden sollte)?“

„Wenn Sie an die Zukunft der Kremser Altstadt denken, wie könnte diese aussehen?“

„Welche Personen bzw. Personengruppen sollten Ihrer Meinung nach mehr in die Stadtentwicklung einbezogen werden?“

wurden die Wünsche und Bedürfnisse der Kremserinnen und Kremser erfasst. Mit der Frage *„Gibt es Ihrer Meinung nach in der Kremser Altstadt etwas, das auf jeden Fall so bleiben sollte?“* ist die Intention verbunden, kontinuierkeitsstiftende Faktoren aufzudecken. Diese Frage ist nicht eindeutig der Erhebung von Bedürfnissen zu zuzählen, sondern erfragt ebenso Aspekte die zum Image des Stadtgebietes beitragen.

Mit der zuletzt angeführten Frage wird darauf abgezielt Personen bzw. Personengruppen zu identifizieren, die in der momentanen Stadtplanung nicht bzw. nur unzureichend repräsentiert sind und deren Einbindung zu einer breiteren Abdeckung von Bedürfnissen führen würde.

Soziodemographische Daten

Abschließend wurden soziodemographische Daten erhoben, die sich auf Alter, Geschlecht, Beruf und Wohnort beziehen. Mit einer Frage wurde weiters die Häufigkeit des Aufenthaltes in der Kremser Altstadt (über die Woche gesehen) in Erfahrung gebracht.

Um ein möglichst breites Spektrum an Informationen zu erhalten und der Gefahr entgegenzuwirken, wichtige InterviewpartnerInnen in Bezug auf die Fragestellungen zu übersehen, wurden die ExpertInnen im Anschluss an das Interview gefragt: *„Gibt es jemanden mit einer speziellen Sicht auf die Kremser Altstadt, den ich unbedingt interviewen sollte?“*

Wie bereits erwähnt ist eine Zuordnung der Fragen zu den hier vorgestellten Themenbereichen für eine theoretische Darstellung der dahinter liegenden Konzepte (subjektiv wahrgenommene Lebensqualität, Identifikation mit der Kremser Altstadt, Bedürfniserhebung) hilfreich. Da viele Fragen auf Inhalte abzielen, die in mehrere Bereiche hineinreichen, hat diese Einteilung jedoch keine praktische Relevanz.

11.2. Forschungstagebuch

Während der gesamten Studie wurde ein Forschungstagebuch geführt. In diesem wurden die Annäherung an das Forschungsthema, die Konkretisierung der Fragestellungen, sowie das weitere methodische Vorgehen festgehalten. Darüber hinaus wurden darin Kontaktdaten der InterviewpartnerInnen als auch Fragen und Überlegungen, die sich während der Untersuchung ergaben, notiert. Während der Untersuchung angefertigte Feldnotizen, Fotos und andere Materialien (beispielsweise Artikel aus dem Kremser Stadtmagazins oder der NÖN) wurden ebenfalls darin archiviert. Im Laufe der Studie wurde dieses Forschungstagebuch immer wieder zur Reflexion und Kontrolle herangezogen und Anregungen für das weitere Vorgehen daraus geschöpft.

11.3. Teilnehmende Beobachtung

Zu Beginn der vorliegenden Untersuchung begab sich die Autorin in das Forschungsfeld um dieses zu erkunden. Durch diese aktive Auseinandersetzung mit dem Untersuchungsfeld entstand ein Gefühl von Vertrautheit.

Um das Eintauchen in das Feld einzuleiten und zu intensivieren, führte die Autorin einen **Empirischen Stadtspaziergang** (Ehmayer, www.stadtpsychologie.at) durch. Hierfür orientierte sie sich an einem Fragenkatalog, der ihre

Aufmerksamkeit auf Bereiche lenkte, die normalerweise aufgrund von Unachtsamkeit in Verborgenen bleiben. Die Anwendung der Methode des empirischen Stadtpaziergangs regte zur ganzheitlichen Erfassung des Untersuchungsfeldes an. Um eventuelle Veränderungen zu registrieren, begab sich die Autorin auch während der Untersuchung immer wieder ins Untersuchungsfeld.



Kremser Altstadt - Pulverturm-Gasse



Stadtcafé Ulrich

Städte sind keine statischen Konstrukte, sondern unterliegen einem permanenten Wandel, der wiederum einen Einfluss auf ihre BewohnerInnen ausübt.

Veränderungen des Untersuchungsfeldes spiegeln sich somit in den Antworten der InterviewpartnerInnen wider. Damit die durch die Befragung erhaltenen Informationen nachvollzogen und richtig eingeordnet werden können, müssen diese Veränderungen registriert und mitberücksichtigt werden.

Alle Beobachtungen und registrierten Veränderungen des Untersuchungsfeldes wurden im Forschungstagebuch festgehalten.

11.4. Auswahl der InterviewpartnerInnen und theoretische Sättigung

Um möglichst viele unterschiedliche Perspektiven einzufangen und auf diese Weise ein Maximum an relevanter Information zu erzielen, wurden **ExpertInnen aus den Bereichen Politik, Kunst und Kultur, Wirtschaft, Soziales, Bildung, Gastronomie und Jugend** befragt. Weiters wurden StellvertreterInnen folgender Personengruppen interviewt: **HausbesitzerInnen und MieterInnen**.

Um nicht Gefahr zu laufen in Bezug auf die Fragestellungen wichtige Stakeholder unberücksichtigt zu lassen, wurden die ExpertInnen im Anschluss an das Interview gebeten, Empfehlungen für weitere InterviewpartnerInnen abzugeben. Auf diese Weise ergaben sich zwei weitere GesprächspartnerInnen.

Der Methode des „theoretical sampling“ (Glaser & Strauss, 1998) folgend, wurden bereits während der Datenerhebung erste Analyseschritte eingeleitet. Damit verbunden war die Intention, die Befragung so lange fortzusetzen bis sich die eingebrachten Informationen wiederholen, also theoretische Sättigung eintritt.

Für einzelne Kategorien konnte dieser Zustand erreicht werden. Wie eingangs bereits erwähnt, zielt das Führen von Experten-Interviews allerdings darauf ab, möglichst viele unterschiedliche Perspektiven in eine Untersuchung aufzunehmen. Aus Mangel an zeitlichen und finanziellen Ressourcen war es nicht möglich die Befragung bis zum Erreichen der theoretischen Sättigung für jede einzelne Kategorie fortzuführen.

11.5. Datenerhebung

Die ExpertInnen wurden in einem förmlichen Schreiben via Email gebeten an der Studie teilzunehmen. Die Dauer der Interviews variierte je GesprächspartnerIn zwischen 10 und 40 Minuten.

Mit 19 der insgesamt 22 ExpertInnen konnte ein Termin für eine direkte Befragung vereinbart werden. Mit 3 ExpertInnen war eine Terminvereinbarung für ein persönliches Interview aus zeitlichen Gründen nicht möglich, so dass diese die Fragen des Interview-Leitfragens schriftlich beantworteten. Die Interviews wurden in den Monaten April bis Oktober 2008 in Krems geführt.

Der Interview-Leitfaden diente als Gerüst für die Datenerhebung und zur Kontrolle. Meistens wurden die Fragen in der vorgegebenen Reihenfolge gestellt. Wurde von einem/einer InterviewpartnerIn ein Themenbereich angesprochen, der zu einer Frage an späterer Stelle überleitete, wurde die Anordnung der Fragen flexibel an die Gesprächssituation angepasst, um ein natürliches und ungezwungenes

Gesprächsklima zu schaffen. Traten Unklarheiten und Missverständnisse während der Befragung auf, wurden diese durch Nachfragen geklärt.

11.6. Dokumentation und Transkription

Mit Einverständnis der InterviewpartnerInnen wurden die Interviews digital aufgezeichnet und am Computer transkribiert.

Ein Standard, wie transkribiert werden soll, konnte sich bis jetzt noch nicht durchsetzen (Flick, 2006). Aus pragmatischen Gründen erfolgte die Verschriftlichung der Interviews in Anlehnung an Strauss und Corbin (1996; siehe Kapitel 8.2.4.). Demzufolge wurden die ersten Interviews vollständig transkribiert und nach fortgeschrittener Vertrautheit mit dem empirischen Datenmaterial nur noch jene Daten, die für die Beantwortung der Forschungsfragen relevant sind.

Zugunsten vereinfachter Lesbarkeit und Interpretation wurde das Gesprochene in normales Schriftdeutsch übertragen. Dabei wurden Satzbaufehler behoben und Dialekte ins Schriftdeutsch überführt.

11.7. Auswertung

Schon während der Datenerhebung wurde eine Excel-Tabelle erstellt, in die die transkribierten Interviews übertragen und zusammenführt wurden. Dabei wurden die Antworten pro Leitfrage in eine gesonderte Spalte eingetragen.

Der Großteil der Fragen war offen gestaltet und wurde qualitativ mittels der Methode des Theoretischen Kodierens nach Strauss und Corbin (1996; siehe Kapitel 8.2.5.2.) ausgewertet. Jene Fragen, die auf die Erhebung soziodemographische Daten (Alter, Geschlecht, Beruf) abzielten, wie auch Fragen, deren Antworten in Nominaldaten überführt werden konnten, wurden quantitativ ausgewertet.

Der Methode des Theoretischen Kodierens (Strauss & Corbin, 1996) folgend, wurden zunächst die Aussagen der Befragten pro Leitfrage in ihre Sinneinheiten aufgebrochen und mit Codes versehen (**offenes Kodieren**). Als Analyseeinheit wurde eine zeilenweise Kodierung gewählt und so eine sehr detaillierte

Auswertung erzielt. Um möglichst nahe am Gesprochenen zu bleiben, wurden hauptsächlich in-vivo Codes verwendet, die direkt aus dem empirischen Material entnommen wurden. Auf diese Weise konnte eine Vielzahl an Codes identifiziert werden, die im nächsten Analyseschritt zu einzelnen Kategorien gruppiert wurden. Generell wurden Kategoriennamen aus dem empirischen Datenmaterial abgeleitet. Nur vereinzelt wurde auf Bezeichnungen aus der Literatur zurückgegriffen, wenn diese besser geeignet schienen, das dahinterliegende Phänomen zu benennen. Um die zunächst groben Kategorien einer tieferen Analyse zu unterziehen, wurde auf die Methode der W-Fragen zurückgegriffen (siehe Kapitel 8.2.5.2.). Überlegungen und Unklarheiten wurden in Form von Notizen und Memos im Forschungstagebuch festgehalten.

Wurde zunächst spaltenweise für jede Leitfrage gesondert vorgegangen, wurden diese im weiteren Vorgehen je nach zugrundeliegendem Themenkomplex (Lebensqualität, Bedürfniserhebung und Identifikation) zusammengeführt und mit der Auswertung fortgesetzt.

Jene Kategorien, die am vielversprechendsten erschienen, wurden in der **Phase des axialen Kodierens** weiter verfeinert und differenziert. Auch in dieser Kodierungsphase kam die Methode des Fragestellens zur Anwendung um eine tiefere Analyse anzuregen. Dabei wurde fortwährend zwischen induktivem und deduktivem Vorgehen hin und her gewechselt, indem Hypothesen über mögliche Verbindungen aufgestellt und diese durch weitere Analysen einer Überprüfung unterzogen wurden. So ließ sich beispielsweise durch die weitere Analyse die Kategorie „Verkehrssituation“ in die Subkategorien „Parkplatzsituation“, „autofreie Altstadt“, „öffentlicher Verkehr“, „Verkehrskonzept“ und „Fußgängerzone“ aufschlüsseln. Weiters konnten Verbindungen zwischen zuvor als unabhängig voneinander erscheinenden Kategorien aufgedeckt werden. Zur Veranschaulichung ein Beispiel: In der Phase des offenen Kodierens wurden die Kategorien „zu wenig Jugendräume“ und „Lärm durch Jugendliche“ identifiziert. Durch die weitere Differenzierung zeichnete sich eine Verbindung dieser Kategorien dahingehend ab, dass „Lärm der Jugendlichen“ eine Konsequenz der Kategorie „zu wenig Jugendräume“ darstellt.

In der **Phase des Selektiven Kodierens** wurde ein höheres Abstraktionsniveau eingeschlagen und es kristallisierte sich jene Kernkategorie heraus, um die sich die anderen Kategorien gruppieren. Die in den früheren Kodierphasen wiederkehrend auftretenden Beziehungen ließen nach und nach ein eindeutiges Muster erkennen und es konnte die Kernkategorie „erhalten – beleben – modernisieren“ identifiziert werden.

11.8. Maßnahmen gegen Störeinflüsse

Um etwaige Störeinflüsse so gering wie möglich zu halten und Fehlerquellen frühzeitig aufzudecken, wurden in jeder Phase der Untersuchung Unstimmigkeiten, Fragen und Überlegungen in Form von **Notizen und Memos** festgehalten.

Qualitatives Vorgehen ist ein Prozess in dem sich durch die fortschreitende Analyse der Fokus der Forscherin/des Forschers verändert (Flick, 1998). Mit zunehmendem Vertrautheitsgrad mit dem empirischen Material können sich neue Perspektiven eröffnen. Um ein tieferes Verständnis des Erforschten zu erzielen und der Erweiterung des Fokus in der Untersuchung Rechnung zu tragen, wurde zu späteren Zeitpunkten auf diese Aufzeichnungen zurückgegriffen und so zur Reflexion angeregt.

Weiters wurden während der Analyse einzelne Codes und Kategorien mit Textstellen aus der gleichen oder aus einer anderen Leitfrage verglichen. Dieser **Vergleich** diente der Überprüfung der „Reliabilität einer gefundenen Interpretation“ (Flick, 1998, S.242) **an weiteren Textpassagen**.

Um eine möglichst objektive Kategorisierung gewährleisten zu können und Verzerrungen, die durch einseitige wissenschaftliche Betrachtungsweise entstehen können, entgegenzuwirken (Prinzip der Triangulation; Flick, 1998) wurden *externe BeraterInnen* herangezogen und eine **Interpretationsgruppe** gegründet. Bei der Erstellung dieser Gruppe wurde darauf Wert gelegt, BeraterInnen **mit unterschiedlichem wissenschaftlichem Hintergrund** zuzuziehen.

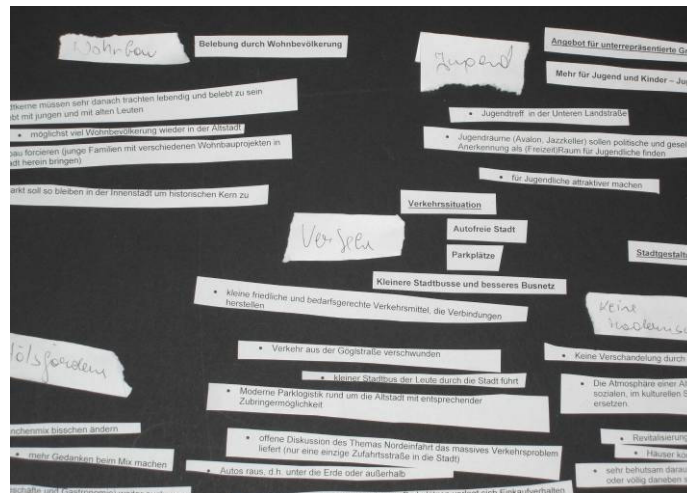


Abbildung 9: Kategorisierung durch Interpretationsgruppe

Die Überprüfung der Kategorisierung fand folgendermaßen statt: vier externe BeraterInnen aus den Wissenschaftsbereichen Biologie, Pädagogik, Theater- und Volkswirtschaft wurden gebeten in Kleingruppen einzelne Codes thematisch zu gruppieren und erste Kategorisierungsschritte einzuleiten. Daran anschließend wurde die Zuteilung gemeinsam besprochen und mit der ursprünglichen Kategorisierung verglichen. Unstimmigkeiten wurden so lange diskutiert, bis Konsens über die Zuordnung vorherrschte. Die vergebenen Kategoriennamen wurden ebenfalls einer Diskussion unterzogen und bei missverständlicher Bezeichnung modifiziert. Auf diese Weise flossen unterschiedliche Perspektiven in die Analyse ein und die entstehende Theorie gewann an Dichte.

12. Darstellung der Ergebnisse

12.1. Stichprobenbeschreibung

Wie unter Punkt 12.1. bereits dargestellt, wurden ExpertInnen aus den Bereichen Politik, Kunst und Kultur, Wirtschaft, Soziales, Bildung, Gastronomie und Jugend befragt. Weiters wurden StellvertreterInnen folgender Personengruppen interviewt: HausbesitzerInnen und MieterInnen. Insgesamt gingen die Sichtweisen von 22 RepräsentantInnen bestimmter Personengruppen in die Untersuchung ein.

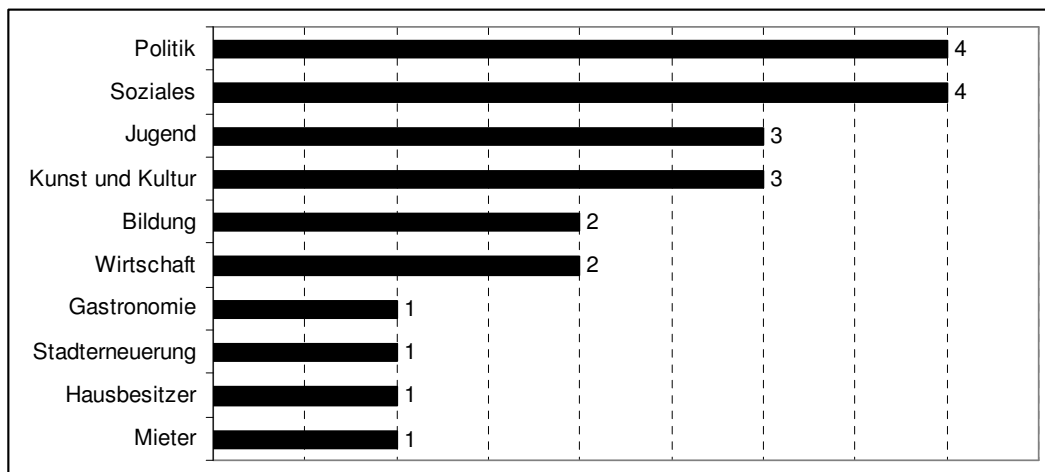


Tabelle 3.: Anzahl der ExpertInnen nach Bereichen aufgeschlüsselt

Eine genaue Aufschlüsselung der UntersuchungsteilnehmerInnen liefert Tabelle 3. Demnach wurden vier Interviews mit lokalen **PolitikerInnen** unterschiedlicher Parteien geführt. Weiters gingen die Sichtweisen von zwei **Wirtschaftstreibenden** in die Befragung ein. Als **StellvertreterInnen für Jugendliche** wurde jeweils ein Interview mit einer Sozialarbeiterin, einer Jugendgruppenleiterin und einem Mitglied des Jugendparlaments geführt. Der **Bereich Bildung** ist durch die Angaben eines Schuldirektors und eines Professors der Donauuniversität Krems abgedeckt. Aus dem **Bereich Kunst und Kultur** konnten drei Personen für eine Befragung gewonnen werden, die mit der künstlerischen Leitung beauftragt sind. Aus dem **Bereich Soziales** gingen die Sichtweisen eines Mitarbeiters der Volkshilfe, eines Sprechers/einer Sprecherin für PensionistInnen, für Menschen mit besonderen Bedürfnissen und für ImmigrantInnen in die Untersuchung ein. Darüber hinaus wurde ein Interview mit einem **Lokalbetreiber** geführt. Ferner wurden eine **Hausbesitzerin**, eine **Mieterin**, als auch eine **Mitarbeiterin der Stadterneuerung** interviewt. Von diesen 22 ExpertInnen engagierten sich zum Zeitpunkt der Befragung fünf Personen zusätzlich bei der Zukunftskonferenz Krems.

Der Großteil der befragten ExpertInnen, nämlich 86 % bzw. 19 Personen, arbeitet in Krems. 14 % der Befragten (3 Personen) haben ihre Arbeitsstätte außerhalb von Krems.

Die Stichprobe setzt sich aus 22 Personen im Alter von 13 bis 78 Jahren zusammen. Insgesamt gingen die Sichtweisen von elf Frauen und elf Männern in die Untersuchung ein.

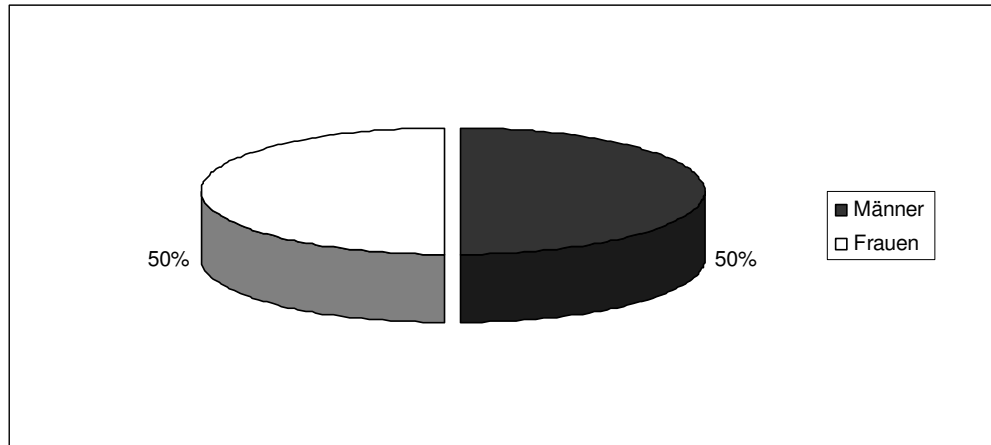


Abbildung 10: Verhältnis Männer – Frauen

Es wurde versucht alle Altersgruppen in der Untersuchung miteinzubeziehen. Da allerdings ExpertInnen befragt wurden und hier vor allem ihr Erfahrungsschatz von Interesse war, waren die InterviewpartnerInnen überwiegend älter als 30 Jahre. Aus diesem Grund wurden vermehrt Personen zwischen 31 und 40, wie auch zwischen 51 und 70 Jahren befragt.

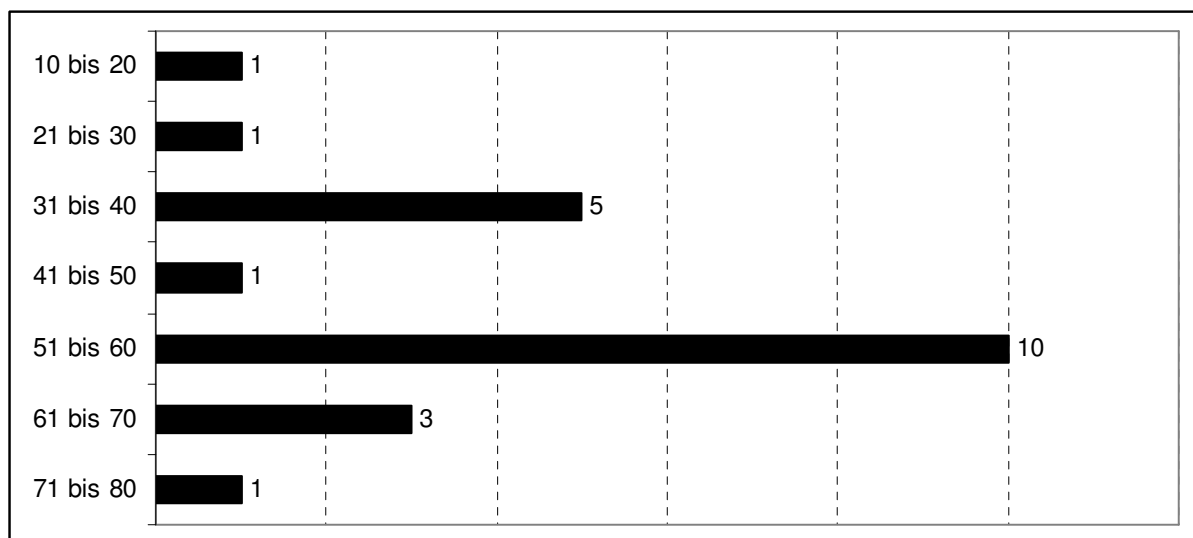


Tabelle 4: Alter der UntersuchungsteilnehmerInnen nach Altersgruppen aufgeteilt

68 % der UntersuchungsteilnehmerInnen wohnen in Krems, was in absoluten Zahlen 15 Personen entspricht. 32 % bzw. 7 Personen leben außerhalb von Krems.

Knapp die Hälfte der Befragten (9 von 22 Personen) lebt seit ihrer Geburt in Krems. Drei Personen enthielten sich einer Angabe. Die durchschnittliche Wohndauer, der verbleibenden 10 Interviewten beträgt 22,4 Jahre.

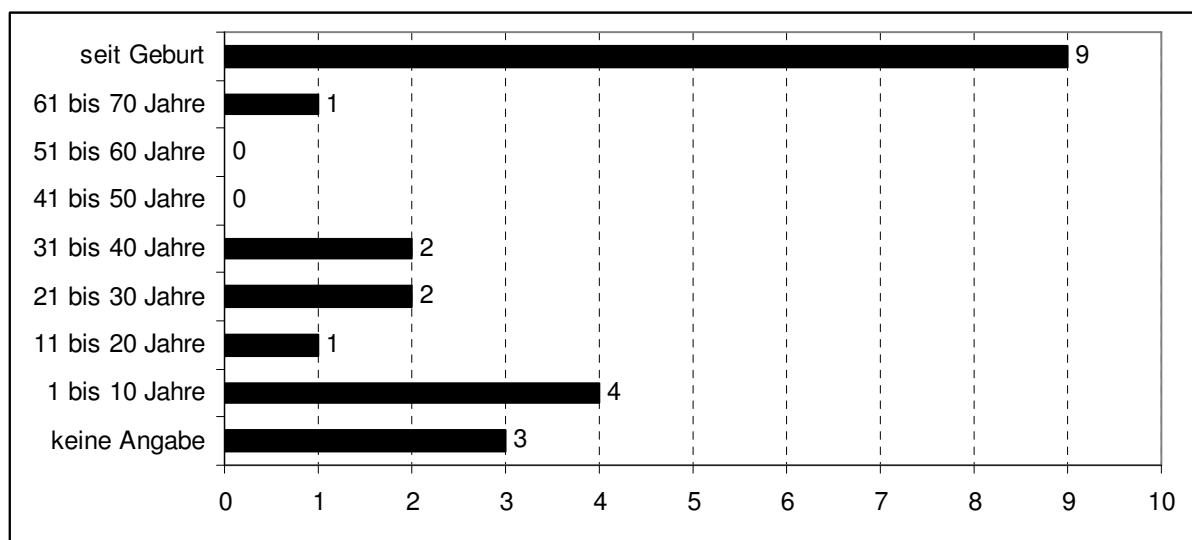


Tabelle 5: Wohndauer der Befragten in Krems

Des Weiteren wurde die Häufigkeit des Aufenthalts der Befragten in der Kremser Altstadt erhoben. Etwas mehr als die Hälfte der UntersuchungsteilnehmerInnen (12 Personen) gab an sich täglich in der Kremser Altstadt zu befinden (siehe Tab. 6).

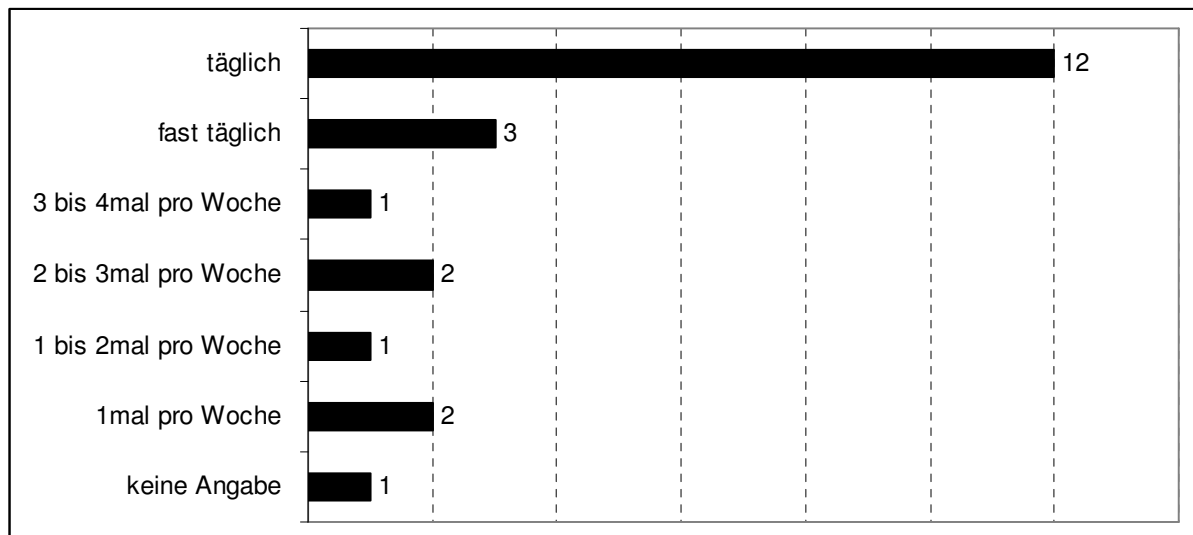


Tabelle 6: Häufigkeit des Aufenthalts der Befragten in der Kremser Altstadt

12.2. Darstellung des Kategoriensystems

Das Forschungsinteresse der vorliegenden Studie ist die Erfassung der subjektiv wahrgenommenen Lebensqualität in der Kremser Altstadt, sowie die Aufdeckung der Bedürfnisse ihrer BewohnerInnen und die Identifizierung identitätsstiftender Elemente in diesem Stadtteil.

In Tabelle 7 befindet sich eine Übersicht des ermittelten Kategoriensystems. Die Kategorie, um die sich alle Kategorien gruppieren und die ein höheres Abstraktionsniveau darstellt, ist die **Kernkategorie**. Als **Hauptkategorien** gelten jene Kategorien, die in mindestens zwei der genannten Themenkomplexe (subjektiv wahrgenommene Lebensqualität, Bedürfniserhebung und Identifikation) vorkommen und denen eine große Anzahl von Codes zugeordnet werden konnte. **Nebenkategorien** sind jene Kategorien, die sich in nur einem Themenkomplex herauskristallisierten. Manche Nebenkategorien lassen sich zwei Themenbereichen zuordnen, sie werden jedoch aufgrund der geringen Anzahl an Nennungen und somit geringerer Relevanz als Nebenkategorien betrachtet. Der Tabelle kann zusätzlich zu den Haupt- und Nebenkategorien eine Auflistung der Subkategorien, die diesen Kategorien zugeordnet werden konnten, entnommen werden.

Die Anordnung der Haupt- und Nebenkategorien erfolgte nach der Häufigkeit ihrer Nennungen. Demnach kommt den erstgenannten Kategorien eine höhere Wertigkeit als den Letztgenannten zu.

	LEBENSQUALITÄT	BEDÜRFNISSE	IDENTIFIKATION
KERNKATEGORIE	erhalten – beleben– modernisieren		
HAUPKATEGORIEN			
Charakteristika der Stadtarchitektur	Architektur Kulisse	Architektur Kulisse Plätze	Architektur Silhouette Plätze Schmale Gassen Vielseitiges Stadtbild Wahrzeichen
Wirtschaftliches Angebot	Gute/schlechte wirtschaft. Situation Leere Geschäftsflächen	Koordination der Geschäfte Belebung Untere Landstraße Einbeziehen Wirtschaftstreibender	Wirtschaft. Angebot
Verkehrssituation	Citybus zu groß Zu wenig Parkplätze Zu viele Autos in der Stadt Schlechte Verkehrssituation Angenehme Fußgängerzone	Verbesserungen im öffentl. Verkehr – kleinere Citybusse Mehr Parkplätze schaffen Autofreie Stadt Verkehrskonzept Fußgängerzone	 Fußgängerzone
Atmosphäre	Atmosphäre Hohe Lebensqualität Schönheit der Stadt	Flair	Flair Schönheit der Stadt Klima
Stadtgestaltung	Schlechte Stadtplanung Mangelnde Stadtausstattung Gelungene Sanierung	Professionelles Marketing Altstadtausstattung verbessern Sanierung unterstützen Grünflächen erhalten	 gepflegt
Freizeitangebot	Kaffeehäuser Kulturelles Angebot Freizeitangebot	Gastronomisches Angebot ausbauen Kulturelles Angebot ausbauen	Kaffeehäuser und Lokale Kulturelles Angebot
Belebung durch Wohnbevölkerung	Belebt/unbelebt	Wohngegend um belebt zu sein	lebendig
Jugend	Ablehnung der Jugend Ungenügendes Jugendzentrum Lärmbelästigung durch Jugend	Mehr Angebote für Kinder und Jugendliche Mehr Jugendräume Einbeziehen der Jugend	

sich in Tabelle 8. Beispielsweise konnten insgesamt 146 Kodes der Hauptkategorie „Wirtschaftliches Angebot“ zugewiesen werden.

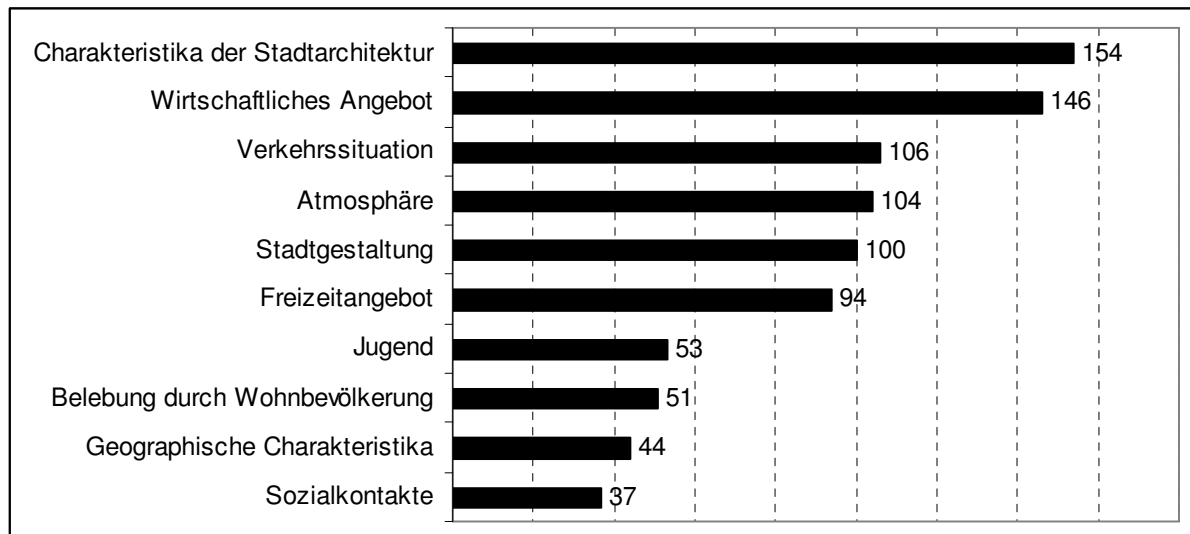


Tabelle 8: Hauptkategorien inklusive Anzahl ihnen zugeordneter Kodes

Charakteristika der Stadtarchitektur

Die Hauptkategorie „Charakteristika der Stadtarchitektur“ hat sich in allen drei Themenkomplexen herauskristallisiert und umfasst die Subkategorien „Architektur“, „Wahrzeichen“, „Plätze“, „Kulisse“, „Schmale Gassen“ und „Vielseitiges Stadtbild“.

In den Interviews wird mehrfach auf die besondere Architektur verwiesen. Die historischen Gebäude und das schöne Häuserensemble werden als sehr angenehm und erhaltenswert beschrieben. Die Befragten bezeichnen die Architektur als für die Kremser Altstadt typisch und betonten, dass diese BesucherInnen in Erinnerung bleibt.

Darüber hinaus werden Wahrzeichen und schmale Gassen für die Altstadt als charakteristisch erachtet. Als einprägsamste Wahrzeichen werden in diesem Kontext das Steinertor, die Gozzoburg und die Piaristenkirche erwähnt. Ferner werden Plätze als kennzeichnend für die Altstadt beschrieben und häufig als persönliches Zentrum genannt (hier vor allem der Tägliche Markt wie auch in geringerer Ausprägung der Hohe Markt).

Das vielseitige Stadtbild gilt ebenso als charakteristisch für die Altstadt. Die befragten Personen beschreiben die Altstadt als „nicht uniform“ und als „bunte Mischung und wunderbarer Symbiose vieler verschiedener Baustile“.

Das Häusermeer aus Gebäuden und Kirchen bietet eine einzigartige Kulisse und wird als angenehm als auch für die Altstadt typisch geschildert.

Wirtschaftliches Angebot

Die Hauptkategorie „Wirtschaftliches Angebot“ konnte in allen drei Themenblöcken identifiziert werden. Als Subkategorien sind hier die Bereiche „wirtschaftliche Situation“, „Leere Geschäftsflächen“ und „Einbeziehen Wirtschaftstreibender“ zu nennen.

Einige der Befragten empfinden das wirtschaftliche Angebot in der Kremser Altstadt als sehr angenehm. Sie beschreiben die gute Nahversorgung, die zahlreichen Geschäfte und die abwechselnd stattfindenden Märkte als sehr positiv und typisch für die Altstadt.

Der Großteil der befragten Personen beklagt allerdings die schlechte wirtschaftliche Situation und verweist auf die hohe Fluktuation der Geschäfte als auch auf die Absiedelung der Wirtschaftsbetriebe an die Peripherie. Die ExpertInnen legen eine Koordination der Geschäfte nahe und würden sich für die Zukunft einen spezifischeren Branchenmix zur Belebung des Stadtzentrums wünschen.

In der Subkategorie „Leere Geschäftsflächen“ wird des Öfteren die Untere Landstraße erwähnt. Viele der Befragten empfinden die leerstehenden Geschäftsflächen in dieser Straße als besonders unangenehm und sehen das Geschäftsterben in diesem Bereich als Vorwarnung für weitere Verschlechterung in vorerst florierenden Einkaufsstraßen. Die Interviewten erwarten sich für die Zukunft eine Belebung dieses Bereichs und wünschen sich mehr Engagement von Seiten der Stadtpolitik um Projektförderungen zu vergeben und schon bestehende Ideen umzusetzen (beispielsweise Vinothek und Jugendtreff).

Verkehrssituation

Auch diese Hauptkategorie ließ sich in allen Themenblöcken aufdecken und beinhaltet die Subkategorien „Parkplatzsituation“, „Autos in der Stadt“, „öffentlicher Verkehr (Citybusse)“, „Verkehrskonzept“ und „Fußgängerzone“.

Was die Subkategorie „Parkplatzsituation“ betrifft, zeigt sich, dass diese als besonders unangenehm erlebt wird und viele Veränderungswünsche bestehen. Um die Autos aus der Altstadt fernhalten zu können, legen die ExpertInnen die Schaffung neuer Parkplätze nahe. Dadurch würde die Altstadt für potentielle KäuferInnen an Attraktivität gewinnen und in weiterer Konsequenz der Umsatz steigen.

Mit dieser Subkategorie in Verbindung stehend, ist der Wunsch nach einer autofreien Altstadt zu sehen. Den Angaben der Befragten zur Folge sind die Gassen der Altstadt für Autos zu schmal und gerade zu Stoßzeiten (Schul- und Arbeitsschluss) zu stark belastet.

Auf die engen Gassen wird ferner im Zusammenhang mit den Stadtbussen verwiesen. Die ExpertInnen betonen, dass die Stadtbusse zu groß sind und legen nahe diese durch kleinere Niedrigflurbusse zu ersetzen. Weiters regen sie zu Modifikationen des Fahrplans an.

Um das Verkehrskonzept der Kremser Altstadt zu verbessern, sollten einige Einbahnen geändert werden. Beispielsweise sollte die Altstadt durch das Wahrzeichen Steinertor befahren, anstatt durch dieses verlassen zu werden. Vor allem zu Stoßzeiten sollten Maßnahmen ergriffen werden, um die dadurch entstehenden Staus zu umschiffen.

Während die bereits genannten Subkategorien vorwiegend mit unangenehmen Aspekten der Kremser Altstadt in Verbindung gebracht werden, zeichnet sich für die Subkategorie „Fußgängerzone“ ein anderes Bild ab. Die Fußgängerzone wird von den Befragten als angenehm und charakteristisch empfunden. Diese sollte daher keinesfalls verändert, sondern sogar ausgeweitet werden.

Atmosphäre

Diese Hauptkategorie kristallisierte sich in jedem Themenkomplex heraus. Sie lässt sich in die Subkategorien „Flair“, „Schönheit der Stadt“, „Hohe Lebensqualität“ und „Klima“ aufteilen.

Synonym dem Begriff Flair werden die Ausdrücke „Atmosphäre“, „Ambiente“, „Reiz“ und „Charme“ verwendet, die mit Eigenschaftswörtern wie „gemütlich“, „freundlich“, „südländisch“, „harmonisch“, „geheimnisvoll“ und „historisch“ in Verbindung gebracht werden. Die besondere Atmosphäre wird als angenehm und erhaltenswert beschrieben und sei für Krems charakteristisch.

Unter Schönheit der Stadt verstehen die Befragten das einzigartige und unverwechselbare Stadtbild, das auch den BesucherInnen positiv in Erinnerung bleibt.

Einige der Interviewten betonen die hohe Lebensqualität in der Kremser Altstadt und schreiben diesem Stadtteil Eigenschaften wie „lebenswert“ und „angenehm“ zu. Des weiteren wird auf das milde Klima verwiesen.

Stadtgestaltung

Diese Hauptkategorie, die in allen Themenblöcken identifiziert werden konnte, weist die Unterkategorien „Stadtplanung“, „Mangelnde Stadtausstattung“ und „Gelungene Sanierung“ auf.

Die Stadtplanung wird von den Befragten als unangenehm empfunden. Es wären bauliche Fehlentscheidungen getroffen worden. Dementsprechend viele Verbesserungswünsche wurden in dieser Subkategorie geäußert. So soll beispielsweise der Branchenmix nicht dem freien Markt oder der Kaufmannschaft überlassen werden, sondern Professionalisten mit der Erstellung eines qualitativen Gesamtkonzepts beauftragt werden.

Die Stadtausstattung wird als unzureichend beschrieben und soll verbessert werden. Konkret nennen die Befragten einen Mangel an Mistkübel und wünschen sich eine neue Stadtmöblierung.

Was die Sanierung betrifft, empfinden die Interviewten die Revitalisierung alter Gebäude als angenehm und für BesucherInnen ansprechend gestaltet.

Freizeitangebot

Auch diese Hauptkategorie ließ sich in allen Themenkomplexen finden. Ihr können die Subkategorien „Kaffeehäuser und Lokale“, „Kulturelles Angebot“ und „Freizeitangebot“ zugeordnet werden.

Die Möglichkeit auf einen Kaffee zu gehen und verschiedene Lokale, speziell am Abend und in der Nacht, aufzusuchen, wird von den Interviewten als wohltuend und charakteristisch für die Altstadt beschrieben. Viele der Befragten nutzen das gastronomische Angebot in ihrer Freizeit. Um dieses zu verbessern, raten sie zu einer Ausdehnung der Öffnungszeiten und zur Schaffung von Schanigärten im Bereich des Pfarrplatzes.

Was das kulturelle Angebot anbelangt sind die Angaben der Befragten nicht eindeutig. Während manche das bestehende kulturelle Angebot positiv hervorheben, geben andere wiederum an, dass dieses unzureichend sei. Generell besteht der Wunsch das kulturelle Angebot auszubauen. Ideen dazu sind den Hohen Markt mit KünstlerInnen zu beleben und ähnlich wie Mont Matre zu gestalten, sowie häufiger Straßenfeste zu veranstalten. Vor allem die Straßenfeste rufen Erinnerungen an die 1000 Jahresfeier (im Jahr 1995) in Krems hervor. Um BesucherInnen einen Anreiz zu bieten von Stein weiter in die Altstadt zu ziehen, soll sich die Kunst- und Kulturszene nicht nur auf Stein beschränken, sondern auch bis in die Altstadt reichen.

Als unangenehm wird der Mangel an Freizeitangeboten am Abend erlebt. Den Aussagen der Befragten nach gibt es speziell für Leute ab 30 bzw. 40 Jahren zu wenige Ausgelmöglichkeiten. Schwierig sei die Situation für BesucherInnen, die extra für eine Veranstaltung nach Krems kommen, da der letzte Zug nach Wien bereits um 21 Uhr gehe.

Jugend

Die Hauptkategorie „Jugend“ konnte in den Themenbereichen „subjektiv wahrgenommene Lebensqualität“ und „Bedürfnisse“ identifiziert werden. Als Unterkategorien sind hier „Ablehnung der Jugend“, „Mehr Angebote für Kinder und Jugendliche - Jugendraum“ und „Einbeziehen der Jugend“ zu nennen.

Die ExpertInnen nehmen eine Ablehnung der Jugend in der Altstadt wahr und sehen eine „Bruchlinie zwischen Bedürfnissen junger Leute und Ruhebedürfnissen der quasi Ureinwohner“. Als weiteren unangenehmen Aspekt äußern die Befragten Belästigungen durch Lärm, der von den Jugendlichen verursacht wird.

Mit diesen Problemen in Verbindung stehend, wird auf das ungenügende Jugendzentrum im Pulverturm verwiesen. Den Schilderungen nach wird dieses den Bedürfnissen der Jugendlichen nicht gerecht. Als „Prävention gegen Besäufnisse und Vandalismus“ raten die ExpertInnen weitere Jugendräume in der Altstadt zu schaffen und gezielte Aktivitäten für Kinder und Jugendliche zu setzen.

Um den Bedürfnissen der Jugendlichen gerecht werden zu können, legen die ExpertInnen eine stärkere Einbindung dieser Bevölkerungsgruppe in Stadtbelange nahe.

Belebung durch Wohnbevölkerung

Auch diese Hauptkategorie zieht sich durch alle drei Themenkomplexe durch und beinhaltet die Subkategorie „Wohngegend um belebt zu sein“.

Während viele ExpertInnen die Altstadt als belebt wahrnehmen, äußern andere wiederum, dass ihnen Leben in diesem Stadtteil fehlt. Als positiv wird die gute Durchmischung unterschiedlicher Bereiche wie Wohnen, Wirtschaft, Aus- und Weiterbildung erlebt. Diese Empfinden spiegelt sich in den Eigenschaften wider, die mit der Altstadt in Verbindung gebracht werden. Diese sei „lebendig“, „bewegt“ und „pulsierend“. Als negativ wird der Mangel an Aktivitäten untertags geschildert. Für die Zukunft wünschen sich die Interviewten, dass der Wohnbau forciert wird und Anreize für junge Familien hier zu wohnen geschaffen werden. Um den

historischen Kern auch weiterhin erhalten zu können, soll die Altstadt nicht zu einer reinen Schlafstadt werden.

Geographische Charakteristika

Diese Hauptkategorie konnte in den Themenkomplexen „subjektiv wahrgenommene Lebensqualität“ und „Identifikation“ ermittelt werden. Sie umfasst die Subkategorien „Lage in der Natur“ und „fußläufig erreichbar“.

Als besonders angenehm wird die Lage in der Natur empfunden. So geben die Befragten an, dass Krems in eine „tolle Landschaft“ eingebettet ist und an der Donau liegt. Darüber hinaus befindet sich Krems nur eine knappe Stunde Fahrtzeit von Wien entfernt. Aufgrund der Nähe zur Wachau wird Krems in Verbindung mit dieser Region gesehen und nach Außen vermarktet. Vor allem für BesucherInnen stellt diese geographische Verbindung einen Anreiz dar nach Krems zu kommen.

Als weiterer positiver Aspekt der Kremser Altstadt wird die Überschaubarkeit, das fußläufig Erreichbare, genannt.

Sozialkontakte

Diese Hauptkategorie konnte in allen Themenbereichen identifiziert werden und beinhaltet die Unterkategorie „Menschen – jeder kennt jeden“.

Auf der einen Seite wird von den Befragten das für eine Kleinstadt typische „Jeder kennt jeden“ als angenehm und für die Altstadt charakteristisch erlebt, andererseits wird die mangelnde Anonymität und der „Tratsch und Klatsch“ als unangenehm empfunden. Einige der befragten Personen berichten von einem Gefühl der Integration und Vertrautheit. Die Kehrseite stellt allerdings die Schwierigkeit für Fremde dar, in dieses bestehende soziale Netz aufgenommen zu werden und Anschluss zu finden.

12.2.2. Nebenkategorien

Insgesamt kristallisierten sich sechs Nebenkategorien heraus. Eine genaue Auflistung dieser Kategorien inklusive Anzahl ihnen zugeordneter Codes findet

sich in Tabelle 9. So konnten beispielsweise 33 Nennungen der Nebenkategorie „Partizipation“ zugewiesen werden.

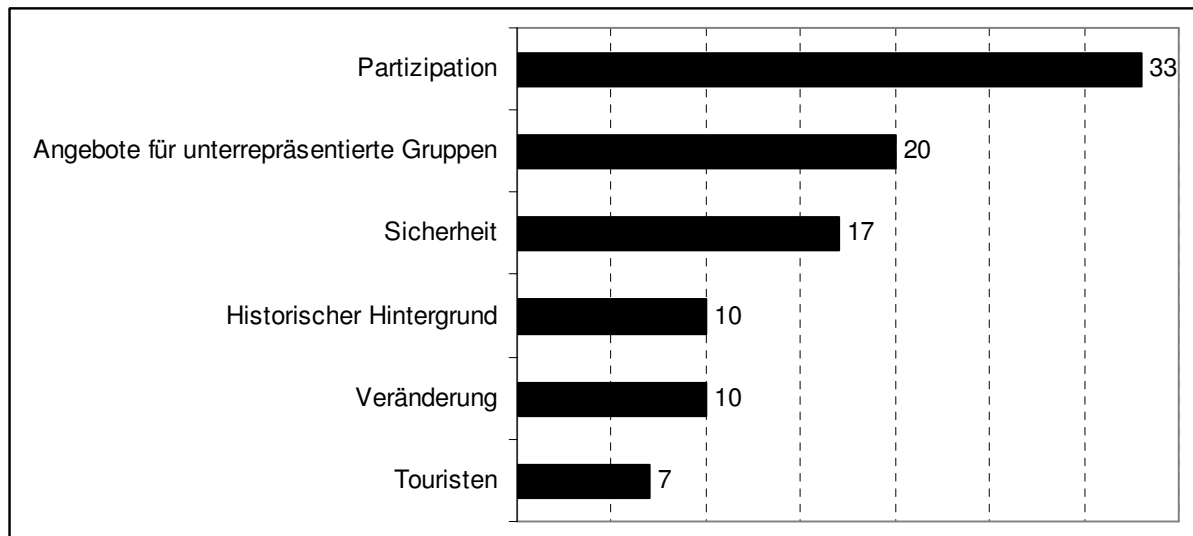


Tabelle 9: Nebenkategorien inklusive Anzahl ihnen zugeordneter Codes

Partizipation

Trotz der vergleichsweise häufigen Nennungen stellt die Kategorie „Partizipation“ eine Nebenkategorie dar, da sie nur dem Themenkomplex „Bedürfnisse“ zugeordnet werden konnte. Als Subkategorien sind hier „Gemeinsames Einbeziehen aller Personengruppen“, „Situationsangepasste Bürgerbeteiligung“, „Partizipation findet statt“ und „Möglichkeit zur Partizipation nicht genutzt“ zu nennen.

Den Aussagen, die der Subkategorie „Gemeinsames Einbeziehen aller Personengruppen“ zugewiesen wurden, kann entnommen werden, dass alle Personengruppen in die Stadtgestaltung einbezogen werden sollten. Es sollte ein „Gemeinsam zwischen Politik, Verwaltung und Bürger“ sein und jeder sollte „seine Wünsche auf der Gemeinde deponieren“ können. Beteiligung soll generationsübergreifend erfolgen, da „jede Generation ihre eigenen Gedanken und Kreativitätsphasen“ hat.

Bedürfnisse verschiedener Personengruppen können zueinander in Widerspruch geraten. Um dieser Problematik Rechnung zu tragen, betonen die ExpertInnen, dass Bürgerbeteiligung situationsangepasst stattfinden muss und hierfür

unterschiedliche Möglichkeiten des Einbeziehens (Information bis Beteiligung) zur Verfügung stehen. Eine Barriere für eine Gruppe abzubauen, bedeutet möglicherweise eine Barriere für eine andere Gruppe aufzubauen. Zur Illustration führt ein Experte/eine Expertin ein Beispiel aus der Praxis an: Gehsteigkanten stellen für RollstuhlfahrerInnen eine Barriere dar. Auf der anderen Seite sind sie für Sehbehinderte sehr nützlich, weil sich diese mit ihrem Blindenstock an den Kanten orientieren.

Die Befragten schildern, dass Möglichkeiten zur Partizipation bestehen (bspw. Zukunftskonferenz) und viele Personen bereits themenbezogen eingebunden werden.

Trotz der bestehenden Möglichkeiten zur Integration äußern die ExpertInnen, dass diese von den Betroffenen zu wenig genutzt werden. Darüber hinaus verweisen die Interviewten auf die Schwierigkeit Entscheidungen so zu fällen, dass diese den Bedürfnissen aller gerecht werden.

Angebote für unterrepräsentierte Gruppen

Diese Nebenkategorie stellte sich im Themenkomplex „Bedürfnisse“ heraus und weist die Subkategorien „Angebote für Behinderte“, „Angebote für Personen ab 20“, „Angebote für MigrantInnen“ und „Mütter einbeziehen“ auf.

In der Subkategorie „Angebote für Behinderte“ wird von den Befragten hervorgehoben, dass auch Menschen mit Behinderungen eine hohe Kaufkraft aufweisen und dass Geschäfte, wie auch die Altstadt generell, behindertengerechter gestaltet werden sollten. Die ExpertInnen raten dazu den teilweise existierenden Mittelstreifen in der Fußgängerzone für RollstuhlfahrerInnen zu erweitern und legen weiters barrierefreie Zugänge zu den Geschäften nahe. Den Angaben der Interviewten zur Folge sollten Menschen mit Behinderungen, bzw. eine Organisation, die die Interessen dieser vertritt, mehr in Stadtbelange eingebunden werden.

Das Angebot für Personen ab 20 sollte ebenso erweitert werden. Personen zwischen 20 und 30 Jahren stellen eine lukrative Zielgruppe dar, da sie bereits verdienen und meist noch kinderlos sind. Weiters verzeichnen die ExpertInnen

einen Mangel an „Fortgehmöglichkeiten für Personen ab 30 oder 40“ und sehen hier bei der Schaffung entsprechender Angebote vielversprechende Einnahmemöglichkeiten.

Aufgrund des guten Bildungsangebots ziehen viele StudentInnen von unterschiedlichen Ländern und Teilen Österreichs in die Kremser Altstadt. Das Freizeit- und wirtschaftliche Angebot sollt der Meinung der ExpertInnen nach ebenso auf diese Zielgruppe abgestimmt sein.

Die Interviewten würden sich eine verstärkte Einbindung von Müttern wünschen und verweisen auf das ungenügende Angebot für MigrantInnen. In diesem Zusammenhang könnten sich eine/einer der befragten ExpertInnen interkulturelle Feste vorstellen, in denen gemeinsam Länderspeisen zubereitet werden.

Sicherheit

Diese Nebenkategorie konnte in den Themenkomplexen „subjektiv wahrgenommene Lebensqualität“ und „Bedürfnisse“ identifiziert werden. In Relation zu anderen Kategorien, fielen die Nennungen dieser Kategorie allerdings gering aus. Daher wird die Kategorie „Sicherheit“ zu den Nebenkategorien gezählt. Hier konnten die Unterkategorien „Vandalismus“ und „Mehr Präsenz der Exekutive“ aufgedeckt werden.

Als besonders unangenehm wird von den befragten Personen der Vandalismus, der sich speziell am Wochenende zuträgt, beschrieben. Die Interviewten beklagen umgeschmissene Blumentöpfe und Mistkübel und berichten von herumliegenden Scherben.

Um diesem Vandalismus Einhalt zu gebieten, erhoffen sich die ExpertInnen mehr Präsenz der Exekutive und könnten sich eine Wachstube in der Altstadt vorstellen.

Historischer Hintergrund

Diese Nebenkategorie taucht in den Bereichen „subjektiv wahrgenommene Lebensqualität“ und „Identifikation“ auf.

Der Historische Hintergrund wird als angenehm empfunden. Weiters sei „das Historische“ für die Altstadt typisch, was sich in den Eigenschaften, die diesem Stadtteil zugeschrieben werden, widerspiegelt.

Veränderung

Diese Nebenkategorie bildete sich nur im Themenkomplex „Bedürfnisse“ heraus. Etwa der Hälfte der Nennungen dieser Kategorie kann entnommen werden, dass die Altstadt auch in Zukunft so bestehen bleiben und sich möglichst wenig verändern soll. Die andere Hälfte der Aussagen verweist auf eine offene Haltung gegenüber Veränderungen. Hier wird betont, dass sich alles fortwährend in einer Veränderung befindet und dass Veränderungen zum Positiven durchaus wünschenswert sind.

Touristen

Diese Nebenkategorie konnte im Bereich „Bedürfnisse“ aufgedeckt werden. Insgesamt konnten ihr sieben Nennungen zugeordnet werden. Demnach kommt ihr ein relativ geringer Stellenwert zu.

Um Touristen in die Kremser Altstadt zu ziehen sollte eine strategischere Tourismuspolitik betrieben werden. Hierfür raten die ExpertInnen zu einer TouristInnenbefragung, die aufdecken soll, warum viele TouristInnen zwar nach Stein kommen, aber nicht in die Altstadt weiterziehen.

12.2.3. Kernkategorie

Mit fortschreitender Analyse des Datenmaterials ließen sich klare Muster zwischen den einzelnen Haupt- und Nebenkategorien erkennen, die sich zu der Kernkategorie **„erhalten – beleben – modernisieren“** verdichteten.

Die in der Kernkategorie enthaltenen Bereiche „Erhaltung“, „Belebung“ und „Modernisierung“ stehen in direkter Verbindung zueinander und beeinflussen sich wechselseitig. Erhaltung stellt die Grundlage für Belebung und Modernisierung dar. Ohne Belebung durch BewohnerInnen und BesucherInnen wird kein Wert auf Erhaltung und Modernisierung gelegt. Und ohne bedürfnisgerechter Modernisierung kommt es zu einer Absiedelung der Wohnbevölkerung in

Regionen, die ihren Bedürfnissen eher entsprechen. In weiterer Folge kommt es zu einem Verfall des Stadtteils.

Hinter all den Nennungen steckt das Bestreben die Kremser Altstadt in ihrer derzeitigen Form und Angebotsvielfalt zu erhalten und weiter auszubauen. Um den Bedürfnissen ihrer BewohnerInnen gerecht zu werden und auch in Zukunft diese befriedigen zu können, muss soziodemographischen Veränderungen Rechnung getragen werden. Bedürfnisgerechte Stadtgestaltung geht mit einer Erhöhung der subjektiven, wie auch der objektiven Lebensqualität einher. Das bedeutet, dass das Augenmerk nicht nur auf die Aufrechterhaltung gegebener Strukturen liegen darf, sondern ebenso auf bedürfnisgerechter Modernisierung. Um eine Stadt bzw. einen Stadtteil zu erhalten und zu modernisieren bedarf es des Engagements ihrer/seiner BewohnerInnen. Kann sich ein Bewohner/eine Bewohnerin der Kremser Altstadt mit diesem Stadtteil identifizieren, so wird sein/ihr Engagement höher sein als bei Personen, die sich nicht mit der Kremser Altstadt identifizieren.

12.3. Darstellung der Themenkomplexe

Zusätzlich zur Darstellung des Kategoriensystems werden die Resultate der vorliegenden Studie für jeden der drei Themenkomplexe „subjektiv wahrgenommene Lebensqualität“, „Bedürfnisse“ und „Identifikation mit der Kremser Altstadt“ gesondert wiedergegeben. Diese Form der Ergebnisaufbereitung leitet zur Beantwortung der Fragestellungen über und trägt zur Nachvollziehbarkeit dieser bei.

12.3.1. Subjektiv wahrgenommene Lebensqualität

Um die subjektive Lebensqualität in der Kremser Altstadt zu erfassen, wurden die ExpertInnen nach ihrem Wohlfühl, wie auch nach angenehmen und unangenehmen Aspekten in diesem Stadtteil gefragt.

Alle befragten Personen geben an, sich in Krems wohl zu fühlen. Beinahe jede/jeder zweite merkt an, sich sogar sehr wohl zu fühlen.

Insgesamt beziehen sich 140 Codes auf angenehme und 121 Codes auf unangenehme Aspekte in der Kremser Altstadt. Eine genaue Aufschlüsselung dieser Nennungen unter Zuordnung zu dem im vorherigen Kapitel dargestellten Kategoriensystem kann den Tabellen 10 und 11 entnommen werden.

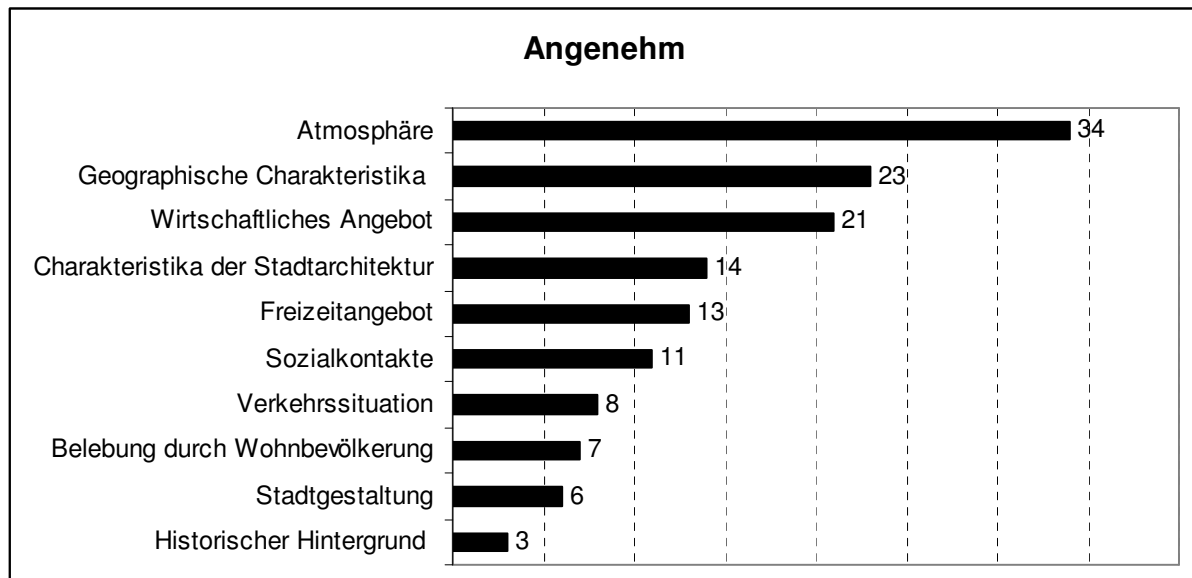


Tabelle 10: Angenehme Aspekte - Kategoriale Zuordnung der Codes inkl. Anzahl

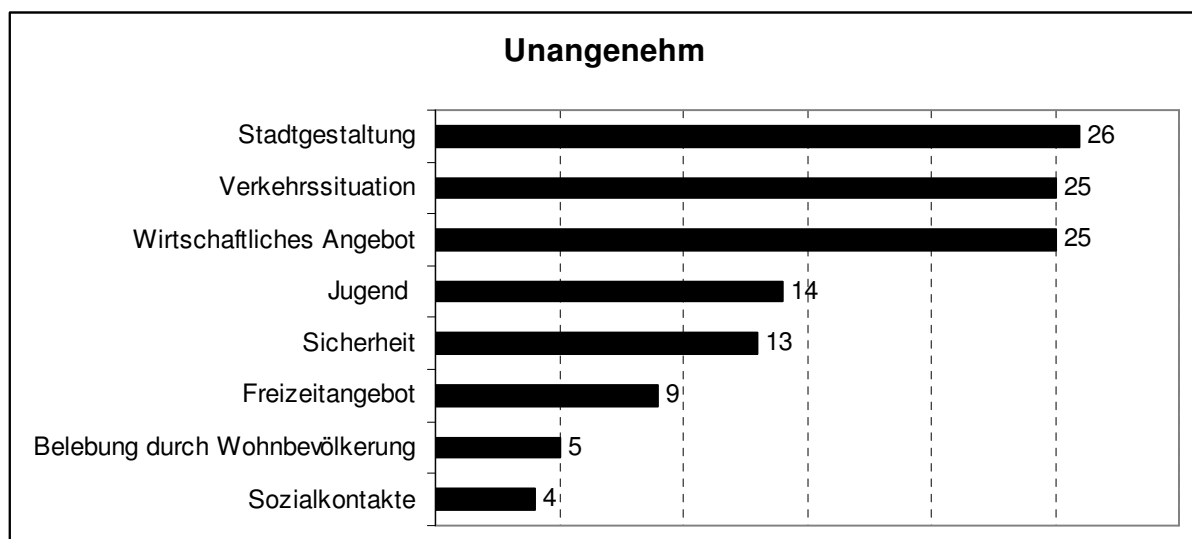


Tabelle 11: Unangenehme Aspekte - Kategoriale Zuordnung der Codes inkl. Anzahl

Angenehme Aspekte in der Kremser Altstadt

Wie in Tabelle 10 ersichtlich, können die meisten Nennungen den Hauptkategorien „Atmosphäre“, „geographische Charakteristika“ und „Wirtschaftliches Angebot“ zugeordnet werden.

Der Großteil der Befragten hebt die „gemütliche“ Atmosphäre als besonders angenehm hervor und vergleicht diese mit einem „südländischen Flair“. Die hohe Lebensqualität und die Schönheit der Stadt werden ebenfalls als sehr positiv genannt.

Was geographische Charakteristika betrifft werden vor allem die Lage in der Natur und die Nähe zur Großstadt als angenehm empfunden. Viele der Befragten schätzen das Kleinteilige und das fußläufig Erreichbare.

Als Charakteristika der Stadtarchitektur werden besonders die historischen Gebäude und die einzigartige Kulisse der Kremser Altstadt positiv hervorgehoben. Des Weiteren wird das wirtschaftliche Angebot der Kremser Altstadt als angenehm empfunden. Hier wird vor allem von den vielfältigen Einkaufsmöglichkeiten und den abwechselnd stattfindenden Märkte berichtet.

Weitere angenehme Aspekte beziehen sich auf die gepflegte Architektur, die historische Kulisse, die Lebendigkeit in der Kremser Altstadt und die Fußgängerzone. In diesem Kontext werden ebenso das soziale Netz, das zahlreiche Angebot an Kaffeehäusern und die Möglichkeit kulturellen Veranstaltungen beiwohnen zu können, erwähnt.

Unangenehme Aspekte in der Kremser Altstadt

Folgende Bereiche werden besonders unangenehm wahrgenommen: die „Stadtgestaltung“, die „Verkehrssituation“ und das „wirtschaftliche Angebot“.

Die meisten Nennungen können der Hauptkategorie „Stadtgestaltung“ zugezählt werden. Hier wird – wie bereits erwähnt – der Abriss des Brauhofs und die Errichtung eines Einkaufszentrums an dessen Stelle als besonders negativ empfunden.

Was die Hauptkategorie „Verkehrssituation“ betrifft, empfinden die Befragten die Straßenregulation als schlecht gelöst. Die ExpertInnen äußern, dass die

Stadtbusse zu groß sind und es weiters zuwenig Parkmöglichkeiten und zu viele Autos in der Stadt gibt.

Ebenso wie die Verkehrssituation wird auch das wirtschaftliche Angebot mit negativen Aspekten in Verbindung gebracht. In diesem Zusammenhang werden die hohe Fluktuation der Geschäfte, die leeren Geschäftsflächen in schlecht frequentierten Straßenzügen (Untere Landstraße) und die Absiedelung der Wirtschaftsbetriebe an die Peripherie als besonders unangenehm genannt.

Als weiterer unangenehmer Faktor wird die Ablehnung der Jugend geäußert, die sich im mangelnden Angebot an jugendgerechten Aufenthaltsmöglichkeiten widerspiegelt. Darüber hinaus werden mutwillige Zerstörungen und Lärmbelästigung in den Nachtstunden, ungenügende Freizeitangebote speziell am Abend und mangelnde Anonymität von den UntersuchungsteilnehmerInnen als unangenehm in der Kremser Altstadt erlebt.

12.3.2. Bedürfnisse

Um die Bedürfnisse der BewohnerInnen der Kremser Altstadt aufzudecken, wurden die ExpertInnen nach Veränderungswünschen, Erhaltenswerten, Zukunftsvisionen, Möglichkeiten der Freizeitgestaltung in der Kremser Altstadt und nach Personen bzw. Personengruppen, deren Einbindung zu einer breiteren Abdeckung von Bedürfnissen führen würde, gefragt.

Insgesamt konnten 422 Kodes in diese Themenkomplex ermittelt werden. Eine genaue Darstellung bezüglich ihrer Zuordnung zu den identifizierten Haupt- und Nebenkategorien findet sich in Tabelle 12.

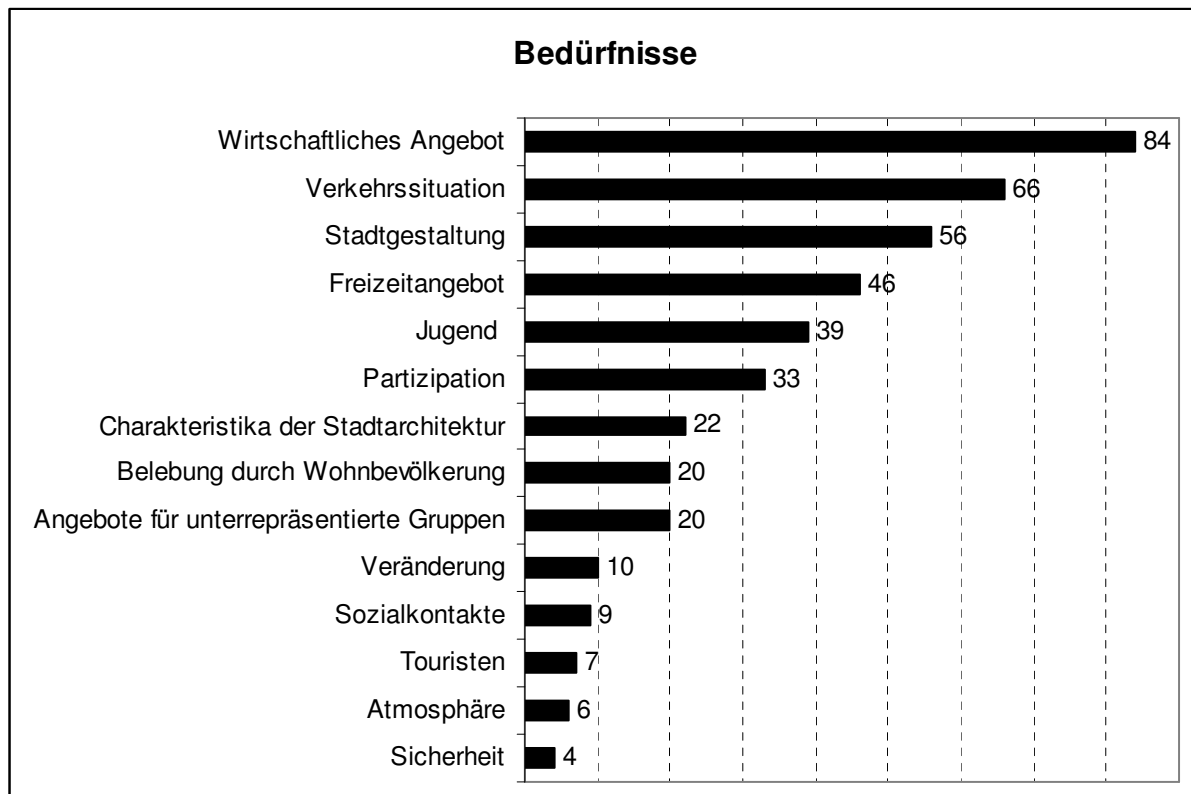


Tabelle 12: Bedürfnisse - Kategoriale Zuordnung der Codes inklusive Anzahl

Die meisten Codes konnten in absteigender Reihenfolge den Hauptkategorien „Wirtschaftliches Angebot“, „Verkehrssituation“ und „Stadtgestaltung“ zugewiesen werden.

Viele der Interviewten verweisen darauf, dass wirtschaftliche Gegebenheiten die Altstadt beleben. Den Angaben kann entnommen werden, dass Bedarf an einem vielseitigen Warenangebot besteht. Um die gute Nahversorgung auch in Zukunft gewähren zu können, müssen Maßnahmen gegen die hohe Fluktuation und die Abwanderung der Geschäfte an die Peripherie eingeleitet werden. Vor allem der Bereich der Unteren Landstraße soll wirtschaftlich wieder stärker positioniert werden. Um diesen Straßenzug zu beleben, bringen die ExpertInnen unterschiedliche Ideen ein: Neben der Attraktivierung durch ein Geschäft einer großen Handelskette (Kundenmagnet), könnten sie sich eine Belebung durch Handwerker oder durch einen Markt (ähnlich dem Naschmarkt in Wien) vorstellen. Sie raten dazu Wirtschaftstreibende und HausbesitzerInnen mehr einzubeziehen.

Was die Verkehrssituation betrifft, so äußern die ExpertInnen den Wunsch nach einer möglichst autofreien Altstadt und nach Erhaltung bzw. Ausweitung der Fußgängerzone. Um dies verwirklichen zu können, schlagen sie vor das bestehende Parkplatzangebot zu erweitern und dieses durch teilweise gebührenfreie Nutzung für BewohnerInnen als auch für Personen, die ihre Einkäufe in die Altstadt erledigen, attraktiver zu machen. Ferner verweisen die Befragten darauf, dass der Verzicht auf die Benutzung des Autos durch Verbesserungen im öffentlichen Verkehr erleichtert werden würde. In diesem Zusammenhang empfehlen die ExpertInnen die Umstellung auf kleinere, bedarfsgerechte Stadtbusse. Diese bieten den Vorteil, dass sie Stadtteile anfahren können, die nur durch schmale Gassen erreichbar sind (ohne Behinderung der Fußgänger). Die Befragten verweisen auf ein ungenügendes Verkehrskonzept und legen nahe, einige Einbahnen zu ändern. So sollte man die Altstadt nicht durch das Steinertor verlassen, sondern betreten können.

56 Nennungen können der Hauptkategorie „Stadtgestaltung“ zugewiesen werden. Die ExpertInnen äußern das Verlangen nach einer effizienten Stadtplanung. Die Infrastruktur muss in der Altstadt erhalten bleiben. Sie betonen die Notwendigkeit von Maßnahmen gegen die Abwanderung von Bildungseinrichtungen und Geschäften an den Stadtrand und erwarten sich ein professionelles Gesamtkonzept für die Kremser Altstadt. Darüber hinaus äußern die Interviewten, dass gerade die Erhaltung historischer Gebäude kostspielig ist. Daher erhoffen sie sich finanzielle Unterstützungen bei der Sanierung von Seiten der Stadtpolitik.

Weitere Wünsche, die in den Interviews geäußert wurden, zielen unter anderem auf die Befriedigung des Bedürfnisses nach Kommunikation ab. So nennen einige der Befragten, dass sie die Altstadt nützen, um Freunde zu treffen. Dieser Stadtteil verfügt über ein gutes gastronomisches Angebot. Die ExpertInnen legen eine Ausweitung des Freizeitangebotes am Abend nahe, das für viele unterschiedliche Zielgruppen und Altersschichten ansprechend sein sollte. Außerdem raten sie dazu, das kulturelle Angebot besser zu koordinieren und auszubauen. Vorschläge hierzu sind die Einführung einer Kulturkarte mit kombinierten Eintrittten, die Förderung von Kleinkunst und von Kunst und Kultur an öffentlichen Plätzen.

Wie unter Punkt 12.2.1. bereits dargestellt, verweisen die ExpertInnen darauf, dass die Bedürfnisse der Jugendlichen nur unzureichend befriedigt werden. Probleme, die mit der Jugend in Verbindung gebracht werden (bspw. Lärmbelästigung) gründen auf einem Mangel an Angeboten für diese Zielgruppe. Das bestehende Jugendzentrum im Pulverturm wird den Bedürfnissen der Jugendlichen nicht gerecht. Daher legen die ExpertInnen die Schaffung weiterer Jugendräume ohne Konsumationszwang nahe.

Weiters wird das Bedürfnis nach einem Kino in der Innenstadt geäußert. Die ExpertInnen kritisieren, dass die Stadtbusse das nächstgelegene Kino in zu großen Intervallen anfahren und ihren Betrieb zu früh am Abend einstellen. Die Einführung einer Jugendkarte mit unterschiedlichen Vergünstigungen bei häufiger Benutzung der Stadtbusse wird ebenfalls angesprochen.

Damit das Angebot auf die Bedürfnisse der Jugendlichen bestmöglich abgestimmt wird, legen die ExpertInnen eine stärkere Einbindung dieser Personengruppe in Stadtbelange nahe.

Um die einzigartige Atmosphäre zu bewahren, empfehlen die Befragten Besonderheiten der Stadtarchitektur, wie beispielsweise alte Gebäude und Plätze, zu erhalten. Ferner legen sie gezielte Angebote zur Attraktivierung der Altstadt als Wohngegend nahe. Weiters wird das Bedürfnis nach Sicherheit in den Interviews angesprochen. Um den als unangenehm beschriebenen Vandalismus entgegen zu wirken, würden sich die ExpertInnen mehr Präsenz der Exekutive in der Altstadt wünschen und regen zur Schaffung eines zusätzlichen Wachpostens in diesem Stadtteil an.

Damit Maßnahmen an die Bedürfnisse angepasst sind und von den Betroffenen mitgetragen werden, raten die ExpertInnen möglichst alle Personengruppen situationsangepasst einzubeziehen. Häufig wird auf bereits bestehende Möglichkeiten zur Beteiligung (wie etwa die Zukunftskonferenz) aufmerksam gemacht. Die Befragten verweisen darauf, dass nach wie vor unterrepräsentierte Gruppen (bspw. Menschen mit Behinderungen oder Mütter und Väter) zu wenig berücksichtigt werden und hier noch Handlungsbedarf besteht. Einige der Befragten äußern den Wunsch nach Kontinuität und dass möglichst wenig in der

Kremser Altstadt verändert wird. Wieder andere betonen, dass Veränderungen durchaus positiv sein können und wichtig sind um sich ändernden Lebensbedingungen Rechnung zu tragen.

12.3.3. Identifikation mit der Kremser Altstadt

Um Faktoren aufzudecken, denen eine entscheidende Rolle in der Identifikation mit der Kremser Altstadt zukommt, wurden einerseits Fragen zum Vergangenheitsbezug wie auch zur Zukunftsorientierung der ExpertInnen und andererseits zum Image der Altstadt gestellt.

Insgesamt konnten 303 Kodes in diesem Themenkomplex ermittelt werden. Eine genaue Aufschlüsselung bezüglich der Zuordnung dieser Nennungen zu den identifizierten Haupt- und Nebenkategorien findet sich in Tabelle 13.

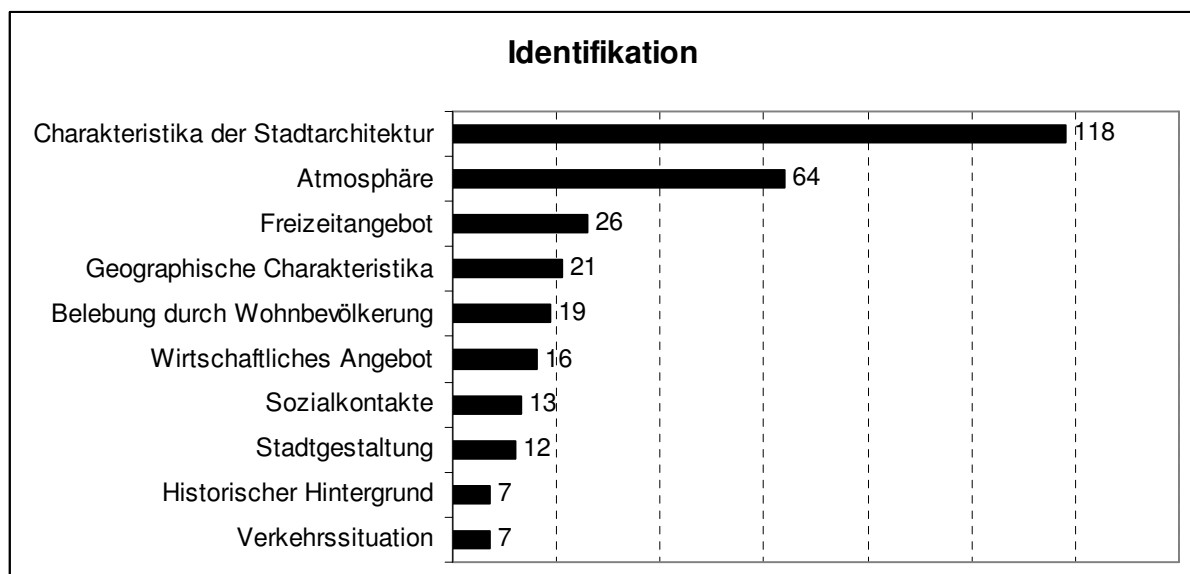


Tabelle 13: Identifikation – Kategoriale Zuordnung der Kodes inklusive Anzahl

Die meisten Kodes konnten den Hauptkategorien „Charakteristika der Stadtarchitektur“ und „Atmosphäre“ zugeordnet werden. Auffällig ist hierbei, dass mehr als ein Drittel aller Kodes, nämlich 118 von insgesamt 303 Nennungen, der Hauptkategorie „Charakteristika der Stadtarchitektur“ zugewiesen werden konnten. Vergleichsweise wenig Nennungen (64 Kodes) fielen auf die zweithäufig genannte Hauptkategorie „Atmosphäre“.

Architektonische Merkmale spielen für die Identifikation mit der Altstadt eine entscheidende Rolle. So bezeichnen die ExpertInnen in erster Linie die Wahrzeichen und historischen Gebäude als für Krems typisch und betonen, dass sie diese im Fall eines Umzugs besonders vermissen würden. Den Angaben der Befragten zufolge sind BesucherInnen der Altstadt ebenso vor allem von der Architektur und dem harmonischen Zusammenspiel verschiedener Stilepochen beeindruckt. Als weitere Besonderheiten werden die Plätze und schmalen Gassen dieses Stadtteils genannt.

Werden die ExpertInnen nach Besonderheiten der Altstadt gefragt, verweisen sie auf das „südländische“, „gemütliche“ bzw. „fantastische“ Flair, das auch von BesucherInnen wahrgenommen wird. Es sei dieses „Geheimnisvolle“, dieses „Verführerische“, wie auch „Schöne“, das das Image der Altstadt auf besondere Weise prägt.

Als weitere identitätsstiftende Elemente werden Möglichkeiten zum sozialen Austausch, die durch ein gutes gastronomisches und kulturelles Angebot begünstigt werden, geschildert. Neben der Fußgängerzone werden die vielen kleinen Geschäfte als typisch für die Altstadt beschrieben. Eigenschaften, die mit diesem Stadtteil in Verbindung gebracht werden beziehen sich auf seine Lebendigkeit und auf seinen gepflegten Zustand. Besonders die Lage in der Natur und das Überschaubare, würde von den Befragten im Fall eines Umzugs vermisst werden.

Auf die Frage, ob die Kremser Altstadt ein Wahrzeichen hat, wurde das Steinertor am häufigsten genannt (15 von insgesamt 38 Nennungen). Fünf Nennungen entfielen auf die erst kürzlich renovierte Gozzoburg. Die ExpertInnen verweisen darauf, dass die Revitalisierung der Gozzoburg und ihre Positionierung als Kulturzentrum das Steinertor als eindeutiges Wahrzeichen der Kremser Altstadt nach und nach ablösen könnte. Als weitere Wahrzeichen dieses Stadtteils wurden die Piaristenkirche (viermal) und der Pulverturm (zweimal) genannt.

Was die Zukunftsorientierung anbelangt, so bejahte der Großteil der Befragten (18 von 22) die Frage, ob sie vorhätten in Krems zu bleiben.

13. Diskussion

Die Grounded Theory (Glaser & Strauss, 1998) zielt darauf ab Thesen zu generieren. Für die Kremser Altstadt ließen sich im Rahmen der Analyse der Interviews fünf zentrale Thesen entwickeln. Diese werden im Folgenden mit Bezug auf die im theoretischen Teil referierten Konzepte wiedergegeben. Daran anschließend werden die forschungsleitenden Fragestellungen beantwortet. Den Abschluss dieses Kapitels bilden eine kritische Analyse der vorliegenden Diplomarbeit und ein Ausblick für zukünftige Untersuchungen in der Stadt Krems bzw. in Städten mit ähnlicher Größe und historischen Stadtkernen.

Insgesamt gingen die Sichtweisen von 22 RepräsentantInnen bestimmter Personengruppen in die vorliegende Studie ein. Aufgrund der geringen Stichprobengröße wird daher kein Anspruch auf Repräsentativität erhoben. Vielmehr werden Tendenzen in verschiedene Richtungen aufgezeigt, die als Basis für weitere Untersuchungen dienen können.

13.1. Thesen

These 1: Zur Erhaltung und Erhöhung der Lebensqualität der Kremser Altstadt bedarf es der Integration ökologischer, ökonomischer und sozialer Ziele

Die Aussagen der befragten ExpertInnen lassen sich durch die Methode des Theoretischen Kodierens (Straus & Corbin, 1996; Flick, 1998) sechzehn Kategorien zuordnen. Würde man diese Aussagen weder nach der Häufigkeit ihrer Nennungen zu bestimmten Themen noch nach ihrer Zuordnung zu den Themenkomplexen „subjektiv wahrgenommene Lebensqualität“, „Bedürfnisse“ und „Identifikation mit der Kremser Altstadt“ gruppieren, sondern anhand der Dimensionen Ökologie, Ökonomie und Soziales, ergäbe sich folgendes Bild:

Der sozialen Dimension können die Kategorien „Belebung durch Wohnbevölkerung“, „Sozialkontakte“, „Partizipation“, „Angebote für unterrepräsentierte Gruppen“, „Jugend“ und „Sicherheit“ zugeordnet

werden. Die Kategorien „Charakteristika der Stadtarchitektur“ und „Geographische Charakteristika“ können der ökologischen Dimension zugewiesen werden, wohingegen die Kategorie „Wirtschaftliches Angebot“ eindeutig der ökonomischen Dimension zugeordnet werden kann.

Etliche der identifizierten Kategorien lassen sich nicht klar einer Dimension zuweisen, sondern zählen zu mindestens zwei dieser Dimensionen. Als Beispiele für eine solche Konfundierung können die Kategorien „Freizeitangebot“, „Atmosphäre“, „Touristen“ und „Verkehrssituation“ gesehen werden.

Nachdem die Daten dieser Studie von qualitativen Interviews stammen und nicht auf marktwirtschaftlichen Daten oder auf ökologischen Messwerten (Luft- und Wasserbelastungswerte etc.) beruhen, ist die soziale Dimension stärker repräsentiert.

Da trotz der sozialwissenschaftlichen Vorgangsweise sowohl die ökologische als auch die ökonomische Dimension in den Daten vertreten sind, lassen sich diese Ergebnisse mit dem „Drei-Säulen-Modell“ (Oehme, 2007; www.nachhaltigkeit.at) einer nachhaltigen Entwicklung in Verbindung bringen.

Dem „Drei-Säulen-Modell“ einer nachhaltigen Entwicklung kann entnommen werden, dass es für die Erhaltung und Erhöhung der Lebensqualität des gleichzeitigen und gleichberechtigten Einbeziehens sozialer, ökologischer und ökonomischer Ziele bedarf. Diese drei Säulen dürfen dabei nicht isoliert voneinander betrachtet werden, sondern beeinflussen sich wechselseitig. Die Zuordnung einzelner Kategorien zu mehreren Dimensionen deutet auf eine solche Wechselwirkung hin.

Auf die Kremser Altstadt bezogen legen diese Ergebnisse den Schluss nahe, dass es zur Erhaltung und Erhöhung der Lebensqualität in der Kremser Altstadt des gleichzeitigen und gleichberechtigten Einbeziehens sozialer, umweltbezogener und wirtschaftlicher Ziele bedarf. Dabei müssen

Wechselwirkungen mitberücksichtigt werden. Nur die Ziele einer dieser drei Dimensionen zu verfolgen, würde zu kurz greifen.

Darüber hinaus kann den Ergebnissen entnommen werden, dass politische Aspekte mitberücksichtigt werden müssen. BürgerInnenbeteiligung wird von den Befragten als Möglichkeit gesehen, Bedürfnisse aufzudecken und Engagement in der Bevölkerung zu wecken. In letzter Konsequenz sind allerdings die PolitikerInnen die EntscheidungsträgerInnen. Politische Aspekte werden in der Literatur als den drei Dimensionen querliegende Dimension aufgefasst (Oehme, 2007, S. 215). Die befragten Personen betonen, dass PolitikerInnen gemeinsam mit BürgerInnen Entscheidungen treffen und umsetzen sollen.

These 2: Die Lebensqualität in der Kremser Altstadt wird durch Einbindung ihrer BewohnerInnen in städtische Entwicklungsprozesse erhöht

Die Analyse der Interviews ergab, dass möglichst alle Personen bzw. Personengruppen in die Stadtgestaltung einbezogen werden sollen. Den Aussagen der InterviewpartnerInnen kann entnommen werden, dass BürgerInnenbeteiligung generationsübergreifend stattfinden muss, da jede Generation ihre eigenen Vorstellungen hat und es für zukunftsfähige Stadtentwicklung einer Integration der Bedürfnisse aller Personengruppen bedarf.

Weiters berichten die Befragten von vandalistischen Aktivitäten Jugendlicher und bringen dieses destruktive Verhalten mit einem Mangel an Freizeitmöglichkeiten für diese Personengruppe in Verbindung. In der Literatur gilt Vandalismus als extrem negative Form der Aneignung einer Umgebung, die auf gravierende Unzufriedenheit und mangelnde Bedürfnisbefriedigung bestimmter Personen bzw. Personengruppen hindeutet (vgl. Graumann, 1996a).

Um diesem destruktiven Phänomen entgegenzuwirken, empfiehlt es sich, die Bedürfnisse der Jugendlichen verstärkt in städtische

Entwicklungsprozesse der Kremser Altstadt einzubinden und Plätze für diese zu schaffen, die eine akzeptable Form der Aneignung ermöglichen (vgl. Flade, 2006).

Im theoretischen Teil wird auf die positive Wirkung partizipativer Maßnahmen verwiesen. Die Möglichkeit mitbestimmen zu können fördert die Kooperationsbereitschaft und beugt passivem Widerstand vor. Beteiligte erleben sich als aktive Mitgestalter und lernen Verantwortung zu übernehmen, was wiederum zu einer hohen Einsatzbereitschaft bei der Lösung sozialer, ökologischer und wirtschaftlicher Probleme führt (Maderthaner, 2003).

Über den Weg der Beteiligung werden Bedürfnisse sichtbar. Denn erst die Kenntnis der Bedürfnisse der BewohnerInnen einer Stadt/eines Stadtteils ermöglicht ihre Integration in Planungsprozesse (Maderthaner, 1998, S.498).

Um diese gesellschaftspolitischen Vorteile zu nutzen, gibt es in Krems seit 2005 die Möglichkeit sich in der „Zukunftskonferenz“ (einer Form der BürgerInnenbeteiligung) zu engagieren und die Stadt auf diesem Weg mit zu gestalten.

These 3: Damit BürgerInnenbeteiligung in der Kremser Altstadt positive Effekte nach sich zieht, muss diese auf ihre Realisierbarkeit geprüft werden und situationsangepasst stattfinden

Die InterviewpartnerInnen verweisen darauf, dass Bedürfnisse verschiedener Personen und Personengruppen zueinander in Widerspruch geraten können. Um dieser Problematik Rechnung zu tragen, betonen die Befragten, dass BürgerInnenbeteiligung situationsangepasst stattfinden muss. Weiters warnen sie davor den Beteiligten falsche Hoffnungen zu machen.

Die Möglichkeit zur Mitgestaltung ist mit Erwartungen der beteiligten Personen verknüpft. Werden diese nicht erfüllt, wird Partizipation nicht die gewünschten positiven Effekte nach sich ziehen. Mögliche Folgen misslungener BürgerInnenbeteiligung reichen von Enttäuschung und Resignation bis zu Reaktanz und in seltenen Fällen sogar bis zu Sabotage (vgl. Maderthaner, 1995).

Um diese negativen Effekte von vornherein auszuschalten ist es wesentlich, Unterstützung durch Fachleute (ArchitektInnen, PsychologInnen, TechnikerInnen u.a.m.) anzubieten und die Erwartungen aller Akteure in Hinblick auf ihre Realisierbarkeit schon zu Beginn eines Beteiligungsprozesses zu klären (Maderthaner, 1995).

Partizipation (BürgerInnenbeteiligung) kann sowohl während Planungsprozessen als auch in Phasen der Nutzung stattfinden (Graumann, 1996a).

In Beteiligungsprozessen erzielte Resultate führen zur besseren Anpassung an die Bedürfnisse der NutzerInnen bei gleichzeitiger Aufwertung des Projektes und der Verringerung von Widerständen (Flade, 2006; Maderthaner, 2003). Je nach Situation stehen dafür unterschiedliche Formen der BürgerInnenbeteiligung zur Verfügung:

Arbter et al. (2005, S.10) unterscheiden hierbei drei Stufen der Öffentlichkeitsbeteiligung. Bei der „Informativen Öffentlichkeitsbeteiligung“ erhalten die Beteiligten lediglich Informationen über geplante Maßnahmen oder bereits getroffene Entscheidungen. Bezogen auf die Kremser Altstadt wird diese Form der Beteiligung im lokalen Stadtmagazin genutzt. In diesem werden die BewohnerInnen über aktuelle Geschehnisse und Vorhaben der Stadt informiert.

Als zweite Stufe der Öffentlichkeitsbeteiligung gilt die „Konsultation“. Hier können die Beteiligten je nach eingesetztem Verfahren (BürgerInnenversammlungen, Befragungen etc.) die Entscheidung in

unterschiedlichem Ausmaß beeinflussen. Auch diese Form der Beteiligung wird in Krems genutzt. Beispielsweise wurde im September 2007 im Auftrag des Magistrats der Stadt Krems eine Befragung mit dem Ziel, die Bedürfnisse der BewohnerInnen zu ermitteln, durchgeführt. Genau genommen fällt die Art der Informationsgewinnung der vorliegenden Studie ebenso in diese Stufe.

Die dritte Stufe der Öffentlichkeitsbeteiligung ist die „Mitbestimmung“. Hierbei ist die Kommunikation zwischen Planungs- und/oder EntscheidungsträgerInnen wechselseitig und intensiv. Bezogen auf Krems gibt es - wie bereits erwähnt - seit 2005 die Möglichkeit sich in der „Zukunftskonferenz Krems“ zu beteiligen. In dieser arbeiten VertreterInnen aller relevanten Personengruppen und Institutionen (BürgerInnen, InteressensvertreterInnen, ExpertInnen, VertreterInnen von Politik und Verwaltung) gemeinsam an Möglichkeiten für eine zukünftige Entwicklung.

These 4: Personen, die sich mit der Kremser Altstadt identifizieren, engagieren sich für diese

Die Ergebnisse des Theoretischen Kodierens zeigen, dass unter den UntersuchungsteilnehmerInnen eine hohe Identifikation mit der Kremser Altstadt besteht. Setzt man dies mit der Literatur in Verbindung, deutet eine hohe Identifikation mit einem Stadtteil darauf hin, dass seine BewohnerInnen für diesen Verantwortung übernehmen. Fühlen sich die BewohnerInnen der Kremser Altstadt für diesen Stadtteil verantwortlich, werden sie sich für die Kremser Altstadt einsetzen und sorgsam mit diesem Stadtteil umgehen (vgl. Flade, 2006).

Auf Fragen, die der Erfassung des Images der Kremser Altstadt dienen, nannten die Befragten primär architektonische Besonderheiten. Lalli (1989) verweist auf die Bedeutung besonderer Merkmale für das Image einer Stadt und somit für die Identifikation mit diesem Ort.

Werden in der Kremser Altstadt bauliche Maßnahmen unternommen, könnte es zu einem Identifikationsverlust kommen, der sich im schlimmsten Fall als Vandalismus äußert. Aus diesem Grund sind innerstädtische bauliche Veränderungsmaßnahmen sensibel zu behandeln (C. Ehmayer, persönliche Mitteilung, 02.02.2009).

Das Wahrnehmen einer Einmaligkeit grenzt die BewohnerInnen der Kremser Altstadt von jenen anderer Stadtteile bzw. Städte ab und vermittelt ein „Wir- Gefühl“ als soziale Gruppe. Lalli (1989) nennt neben historischen Bauwerken auch geographische Gegebenheiten und kulturelle Veranstaltungen als besondere Kennzeichen, die das Image einer Stadt prägen. So verwundert es nicht, dass die Befragten neben der Architektur geographische Charakteristika (Lage in der Natur, Nähe zur Wachau etc.) als typisch für die Kremser Altstadt nennen und von einer besonderen Atmosphäre berichten.

These 5: Zukunftsfähige stadtplanerische Interventionen in der Kremser Altstadt müssen auf Erhaltung, Belebung und Modernisierung abzielen

Mit fortschreitender Analyse kristallisierte sich die Kernkategorie „erhalten – beleben – modernisieren“ heraus, die sich wie ein roter Faden durch die Aussagen der Befragten zieht. Es besteht der Wunsch die Kremser Altstadt in ihrer derzeitigen Form und Angebotsvielfalt zu erhalten und weiter auszubauen. Städte sind keine statischen Konstrukte, sondern werden durch ihre BewohnerInnen beeinflusst und gestaltet. Um den Bedürfnissen ihrer BewohnerInnen gerecht zu werden und auch in Zukunft diese befriedigen zu können, muss soziodemographischen Veränderungen Rechnung getragen werden.

Bedürfnisgerechte Stadtgestaltung geht mit einer Erhöhung der subjektiven, wie auch der objektiven Lebensqualität einher (Maderthaner, 1995). Das bedeutet, dass das Augenmerk nicht nur auf der Aufrechterhaltung gegebener Strukturen liegen darf, sondern ebenso auf bedürfnisgerechter Modernisierung. Damit eng verbunden ist der Belebungsgedanke.

Stadtteile, die nicht belebt sind, für die sich niemand interessiert, verfallen in letzter Konsequenz (Ehmayer, 2006a). Um eine Stadt bzw. einen Stadtteil zu erhalten und zu modernisieren bedarf es des Engagements ihrer/seiner BewohnerInnen.

13.2. Beantwortung der forschungsleitenden Fragestellungen

Wie schätzen Personen, die mit der Kremser Altstadt in Verbindung stehen die subjektive Lebensqualität dieses Stadtteils ein?

Wie die Analyse der Interviews zeigt, schätzen Personen, die mit der Kremser Altstadt in Verbindung stehen die subjektive Lebensqualität dieses Stadtteils als sehr hoch ein. Vor allem die besondere Atmosphäre, die geographischen Charakteristika, das Wirtschafts- und Freizeitangebot wie auch das unverwechselbare Stadtbild tragen zur Lebensqualität bei.

Wie kann die subjektive Lebensqualität in der Kremser Altstadt verbessert werden?

Um die subjektive Lebensqualität zu erhalten und zu verbessern müssen die Bedürfnisse ihrer BewohnerInnen auch in Zukunft befriedigt werden.

Dabei gilt es das wirtschaftliche Angebot in der Kremser Altstadt zu gewährleisten und zu erweitern. Die Ergebnisse des Theoretischen Kodierens legen den Schluss nahe, dass in der Bevölkerung der Kremser Altstadt die Befürchtung besteht, dass ohne gezielte Maßnahmen von Seiten der Stadtpolitik dieser Stadtteil zunehmend an wirtschaftlicher Attraktivität verliert. Dafür sprechen mehrere Faktoren wie die hohe Fluktuation der Geschäfte innerhalb der Fußgängerzone und ihre Abwanderung an den Stadtrand. Um den Stadtteil zu erhalten und zu beleben, soll ein professionelles Gesamtkonzept für die Kremser Altstadt geschaffen werden. Hierfür sollen externe SpezialistInnen beauftragt werden, da diese als Außenstehende nicht der Gefahr ausgesetzt sind Eigeninteressen zu verfolgen. Fokus soll dabei auf eine gezielte Vermarktung und effiziente Ansiedlungspolitik gelegt werden.

Die städtischen Grünflächen dienen der Regeneration und sollen nicht verändert bzw. reduziert werden.

Eine weitere Steigerung der subjektiven Lebensqualität ließe sich durch Verbesserungen der momentanen Verkehrssituation erreichen. Möglichkeiten hierbei sind die Schaffung zusätzlicher Parkflächen und die Optimierung des öffentlichen Verkehrs. Viele Teile der Kremser Altstadt sind im Mittelalter entstanden und nur durch enge Gassen erreichbar. Um diese historisch gewachsenen Gebiete mit öffentlichen Verkehrsmitteln anfahren zu können ohne dabei Fußgänger zu behindern, muss auf kleine, bedarfsgerechte Stadtbusse umgestiegen werden. Damit diese Busse auch genutzt werden, sollen die Intervalle verkürzt und das Streckennetz modifiziert werden. Dabei soll die Zubringung in die Altstadt gewährleistet und Nachbargemeinden in das Streckennetz inkludiert werden.

Ferner würde sich die subjektive Lebensqualität durch Ausweitung der Freizeitmöglichkeiten und durch Schaffung von Angeboten für Jugendliche wie auch für andere unterrepräsentierte Gruppen verbessern. Die Ergebnisse der Analyse legen die Vermutung nahe, dass vandalistische Aktivitäten Jugendlicher in Verbindung mit einem Mangel an Freizeitangeboten für diese Gruppe stehen. Die Schaffung weiterer Jugendräume ohne Konsumationszwang in der Kremser Altstadt würde den Bedürfnissen der Jugendlichen entsprechen. Diese Jugendräume sollen jugendgerecht gestaltet sein und über mehrere voneinander getrennte Bereiche verfügen, damit die Jugendlichen ungestört schulischen Arbeiten nachgehen können. Viele SchülerInnen kommen von angrenzenden Gemeinden nach Krems und sind auf die Zug- bzw. Buszubringung angewiesen. Dabei kann es nach Schulschluss zu längeren Wartezeiten kommen. Um diesen SchülerInnen eine Aufenthaltsmöglichkeit zu bieten, soll der Jugendraum zentral gelegen sein. Als möglicher Standort wird die Untere Landstraße in Betracht gezogen. Da dieser Straßenzug besonders von der Abwanderung der Geschäfte betroffen ist, könnte eine der leerstehenden Geschäftsflächen den Jugendlichen zur Verfügung gestellt werden. Auf diese Weise würde wiederum zur Belebung dieses Stadtteils beigetragen werden.

Generalisierend kann festgestellt werden, dass Einbeziehen möglichst aller Personengruppen in städtische Entwicklungsprozesse zu einer Verbesserung der subjektiven Lebensqualität führt.

Können sich Personen, die mit der Kremser Altstadt in Verbindung stehen, mit diesem Stadtgebiet identifizieren?

Die Ergebnisse des Theoretischen Kodierens lassen den Schluss zu, dass sich Personen, die mit der Kremser Altstadt in Verbindung stehen, mit diesem Stadtteil identifizieren können.

Welche identitätsstiftenden Elemente weist die Kremser Altstadt auf?

Die tiefgehende Analyse der Interviews zeigt, dass die Kremser Altstadt viele verschiedene identitätsstiftende Elemente aufweist. Primär können sich Personen mit Besonderheiten der Stadtarchitektur identifizieren. In diesem Zusammenhang werden in erster Linie verschiedene Wahrzeichen genannt. Weiters tragen die mittelalterliche Architektur und das Zusammenspiel unterschiedlicher Stilepochen zur Identifikation der BewohnerInnen der Kremser Altstadt mit ihrer Wohngegend bei.

Welches Image hat die Kremser Altstadt in den Augen der UntersuchungsteilnehmerInnen?

Die Kremser Altstadt genießt ein Image als historischer Stadtteil, der BesucherInnen aufgrund der architektonischen Vielfalt und des südländischen Flairs in Erinnerung bleibt.

13.3. Kritische Anmerkungen und Einschränkungen

Aus Mangel an zeitlichen und finanziellen Ressourcen war es nicht möglich die Befragung bis zum Erreichen der theoretischen Sättigung für jede einzelne Kategorie fortzuführen. Die vorliegende Studie erhebt daher keinen Anspruch auf Repräsentativität.

Aus der Auswertung der Interviews hat sich ergeben, dass die befragten ExpertInnen für die Beantwortung der Frage zum Vergangenheitsbezug („*Gibt es ein besonderes Erlebnis, dass Sie mit der Kremser Altstadt verbinden?*“) ihre ExpertInnenrolle verließen. Deshalb sind die Antworten auf diese Frage nicht in die Auswertung eingeflossen.

Die Interviewsituation zeigte, dass sich die Befragten durch die Formulierung mancher Interviewfragen zu wenig als RepräsentantInnen bestimmter Personengruppen angesprochen fühlten. Für eine Folgebefragung muss der Interview-Leitfaden dahingehend modifiziert werden, dass die Formulierung der Fragen zur Generierung von Fachwissen führt und nicht zu subjektiven Meinungen der befragten ExpertInnen verleitet.

13.4. Ausblick

Die Ergebnisse der vorliegenden Diplomarbeit werden den Mitgliedern der Zukunftskonferenz zur Verfügung gestellt und sollen in das Nachhaltigkeitskonzept der Stadt Krems einfließen. Darüber hinaus können die Ergebnisse als Grundlage für weitere Untersuchungen in Krems dienen.

Ferner liefert die Analyse der ExpertInnen-Interviews praktische Hinweise für eine zukünftige und effektive Gestaltung der Kremser Altstadt. Insofern können die Ergebnisse als Basis für Empfehlungen an das Kremser Stadtentwicklungsprojekt herangezogen werden.

Weiters ermöglichen die Ergebnisse dieser Diplomarbeit den Vergleich mit Städten ähnlicher Größe und historischer Stadtkerne. Aus dieser Studie lassen sich daher – wenngleich auch vorsichtig – Verallgemeinerungen ableiten, wie es die Vorgehensweise nach der Grounded Theory (Glaser & Strauss, 1998) vorsieht.

14. Zusammenfassung

Im theoretischen Teil wurde ausgehend von einer Definition der Umweltpsychologie der Mensch in seiner Umgebung thematisiert. Besonderer Fokus lag dabei auf Faktoren, die einen wichtigen Einfluss auf die Lebensqualität ausüben. Weiters wurde ein Verständnis für den Begriff Ortsidentität geschaffen. Einem Überblick über die verschiedenen Zugänge zur theoretischen Konzeptualisierung und empirischen Erforschung von Ortsidentität folgte die Darstellung verschiedener Einflussfaktoren auf die Ortsidentität. Als Abschluss des theoretischen und gleichsam als Überleitung zum empirischen Teil wurde ein Einblick in die Qualitative Sozialforschung gegeben.

Den empirischen Teil stellt eine ExpertInnen- Befragung dar, mit dem Forschungsziel, die subjektiv wahrgenommene Lebensqualität in der Kremser Altstadt zu erfassen, sowie die Bedürfnisse ihrer BewohnerInnen aufzudecken und identitätsstiftende Elemente in diesem Stadtteil zu identifizieren.

Die Umweltpsychologie ist ein relativ junger Teilbereich der Psychologie, der sich mit den Wechselwirkungen zwischen Mensch und Umwelt befasst (Hellbrück & Fischer, 1999). Nach Bronfenbrenner (1996) stehen der Mensch und seine Umwelt in fortwährender gegenseitiger Abhängigkeit zueinander. Er postuliert ein Model, demzufolge der Mensch in fünf Systeme der Umwelt eingebettet ist, die er sich im Laufe seiner Entwicklung erschließt. Ähnlich wie Bronfenbrenner geht Barker (1968) in seinem „Behavior Setting Ansatz“ von einer Abhängigkeit des menschlichen Verhaltens von bestimmten Umgebungsbedingungen aus.

Umweltbedingungen, wie auch Persönlichkeitsmerkmale üben einen maßgeblichen Einfluss auf die Lebensqualität aus (Menke et al., 2003). Korczak (1995) unterscheidet zwei Dimensionen der Lebensqualität. Während die objektive Dimension über festgelegte Indices quantitativ erfassbar ist, hängt die subjektive Dimension von den Bedürfnissen der Betroffenen ab und ist schwer messbar. Damit effektive und zukunftsfähige stadtplanerische Interventionen gewährleistet werden können, muss beiden Dimensionen Rechnung getragen werden

(Maderthaner, 1998). Um die Bedürfnisse der Betroffenen aufzudecken und ihre Integration in Planungsprozesse zu ermöglichen, stehen unterschiedliche partizipative Methoden zur Verfügung. Diese variieren je nach Grad der Intensität der Beteiligung von Information, über Konsultation bis zur Mitbestimmung (Arbter et al., 2005).

Zur Analyse der subjektiven Lebensqualität eines/einer StadtbewohnerIn ist es hilfreich, den Lebensraum Stadt in seine Nutzungsbereiche aufzuteilen, in denen bestimmte menschliche Bedürfnisse im Vordergrund stehen. Die Befriedigung dieser „lebensraumbezogenen Bedürfnisse“ (Maderthaner, 1995) trägt zur Erhöhung der Lebensqualität bei. Ihre Frustration hat negative Konsequenzen wie Schlafstörungen und Depressionen zur Folge.

Aus stresstheoretischer Sicht sind die BewohnerInnen einer Stadt permanent einer Vielzahl aversiver Reize, sogenannten Stressoren (wie Lärm, Menschenmassen etc.) ausgesetzt. Umweltfaktoren müssen allerdings nicht per se als Stressoren auf den Menschen einwirken. Erst subjektive Bewertungsprozesse der eigenen Fähigkeiten und der situativen Bedingungen lassen diese als Stressoren erscheinen („Transaktionales Stressmodell“, Lazarus & Folkman, 1984).

Die Identifikation mit seiner Wohnumgebung führt dazu, dass diese zu einem Teil der eigenen Persönlichkeit wird (Proshansky et al., 1983) und dass man für diese Verantwortung übernimmt (Flade, 2006). Faktoren, die einen Einfluss auf die Ortsidentität ausüben sind Wohndauer (Treinen, 1974; Lalli, 1989), Art des Wohnverhältnisses (Flade, 2006), Geburtsort, soziale Kontakte, Vereinstätigkeit (Treinen, 1974), Image (Lalli, 1989), Möglichkeiten zur Partizipation (Winter & Church, 1984), Zufriedenheit mit der Wohngegend (Lalli, 1989; Uzzel et al., 2002), Wahlmöglichkeit des Wohnortes und objektive Kriterien der Wohnumgebung.

Obwohl die Anwendung qualitativer Methoden in der Psychologie eine lange Tradition hat, konnte sich diese gegenüber der Anwendung quantitativer Methoden nicht durchsetzen (Mayring, 2002). Dabei sind qualitative und quantitative Ansätze keine sich gegenseitig ausschließenden Methoden, sondern

können je nach Forschungsfrage auch gemeinsam eingesetzt werden (Flick, 1998). Während der quantitative Ansatz von einem linearen Modell des Forschungsprozesses ausgeht und a priori aufgestellte Hypothesen überprüft, baut der qualitative Zugang auf ein zirkuläres Prozessverständnis von Forschung auf und generiert Theorie (Flick, 1998). Wichtige qualitative Methoden, die in der vorliegenden Diplomarbeit zur Anwendung kamen, sind unter anderem „Teilnehmende Beobachtung“ (Flick, 1998; Mayring, 2002), „Problemzentrierte Interviews“ (Witzel, 1982), „Theoretisches Sampling“ (Glaser & Strauss, 1998), „Grounded Theory“ (Glaser & Strauss, 1998; Strauss & Corbin, 1996) und „Theoretisches Kodieren“ (Strauss & Corbin, 1996).

Insgesamt wurden 22 ExpertInnen der Kremser Altstadt mittels Problemzentrierter Interviews zu ihrer Stadtsicht befragt. Im Rahmen der Auswertung des empirischen Materials konnten zehn Hauptkategorien identifiziert werden, die sich zu der Kernkategorie „erhalten – beleben– modernisieren“ verdichten ließen. Hinter all den Aussagen steckt das Bestreben, die Kremser Altstadt in ihrer derzeitigen Form und Angebotsvielfalt zu erhalten und weiter auszubauen.

Wie die Auswertung der Interviews zeigt, schätzen Personen, die mit der Kremser Altstadt in Verbindung stehen, die subjektive Lebensqualität dieses Stadtteils als sehr hoch ein. Um diese zu erhalten und zu verbessern, müssen die Bedürfnisse ihrer BewohnerInnen auch in Zukunft befriedigt werden. Dabei gilt es das wirtschaftliche Angebot in der Kremser Altstadt zu gewährleisten wie auch zu erweitern. Weitere Verbesserungen der subjektiven Lebensqualität lassen sich durch Verbesserungen der momentanen Verkehrssituation erreichen. Ferner lässt sich die subjektive Lebensqualität durch effiziente Stadtgestaltung, Ausweitung des Freizeitangebotes und durch Schaffung von Angeboten für Jugendliche, wie auch für andere unterrepräsentierte Gruppen verbessern.

Weiters konnte gezeigt werden, dass sich die UntersuchungsteilnehmerInnen mit der Kremser Altstadt identifizieren können und dass dieser Stadtteil viele verschiedene identitätsstiftende Elemente aufweist (beispielsweise Charakteristika der Stadtarchitektur).

Literaturverzeichnis

Bär, P. (2008). Architekturpsychologie. Psychosoziale Aspekte des Wohnens.

Gießen: Psychosozial-Verlag.

Bar- Tal, D. (1998) . Group Beliefs as an Expression of Social Identity. In Worchel, S., et al. (Eds.). Social Identity. International Perspectives. Sage Publications. S. 93-113.

Barker, R.G. (1968). Ecological psychology: Concepts and methods for studying the environment of human behavior. Standford, CA: Stanford University Press.

Becker, P. (1991). Theoretische Grundlagen. In A. Abele, P. Becker (Hrsg.). Wohlbefinden. Theorie – Empirie – Diagnostik (S.13-49). Weinheim und München: Juventa.

Bell, P. Greene, T., Fisher, J., Baum, A. (1996). Environmental Psychology (4. Edition). Harcourt Brace: Fort Worth [u.a.]

Bonaiuto, M., Aiello, A., Perugini, M., Bonnes, M. & Ercolani, A. P. (1999). Multidimensional perception of residential environment quality and neighborhood attachment in the urban environment. Journal of Environmental Psychology, 19, 331-352.

Bortz, J. & Döring, N. (2003). Forschungsmethoden und Evaluation für Human- und Sozialwissenschaftler (3. überarbeitete Aufl.). Berlin, Heidelberg und New York: Springer.

Bronfenbrenner, U. (1981). Die Ökologie der menschlichen Entwicklung. Stuttgart: Klett.

Bronfenbrenner, U. (1996). Ökologische Sozialisationsforschung. In L. Kruse, C.-F. Graumann & E.-D. Lantermann (Hrsg.). Ökologische Psychologie. Ein

Handbuch in Schlüsselbegriffen (Studienausgabe) (S. 76-79). Weinheim: Psychologie Verlags Union.

Bullinger, M. (1998). Zum Einfluß wahrgenommener Umweltbedingungen auf die subjektive Gesundheit. In: Kals, E. (Hrsg.). Umwelt und Gesundheit. Die Verbindung ökologischer und gesundheitlicher Ansätze (S.83-98). Weinheim: Beltz.

Cannon, W.B. (1914). The interrelations of emotions as suggested by recent physiological researches. American Journal of Psychology, 25, 256-282.

Diekmann, A. (2007). Empirische Sozialforschung. Grundlagen, Methoden, Anwendungen (17. Aufl.). Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.

Dilthey, W. (1923). Ideen über eine beschreibende und zergliedernde Psychologie. Ges. Schrifttum, Band 5. Leipzig: Teubner.

Dreher, M. (2004). Bildungspsychologie 1 – Grundlagen. Wien: Facultas.

Durkheim, E. (1912). The Elementary Forms of Religious Life. The Free Press

Ehmayer, C. (2006a). Stadtpsychologische Praxis in Wien. Umweltpsychologie, 10, Heft 2, 128-137.

Ehmayer, C. (2006b). Qualitative Sozialforschung in der Stadtpsychologie. Unveröffentlicht.

Ehmayer, C. Verfügbar unter: www.stadtpsychologie.at [03.07.2008]

Ermer, K, Hoff, R. & Mohrmann, R. (1996). Landschaftsplanung in der Stadt. Stuttgart: Ulmer.

Fischer, C. (1984). The urban experience (2nd ed.). New York: Harcourt Brace Jovanovich.

Fischer, M. (1995). Stadtplanung aus der Sicht der Ökologischen Psychologie. Weinheim: Beltz.

Flade, A. (1994). Mobilitätsverhalten. Bedingungen und Veränderungsmöglichkeiten aus umweltpsychologischer Sicht. Weinheim: Beltz.

Flade, A. (1996a). Kriminalität und Vandalismus. In L. Kruse, C.-F. Graumann & E.-D. Lantermann (Hrsg.). Ökologische Psychologie. Ein Handbuch in Schlüsselbegriffen (Studienausgabe) (S.518-524). Weinheim: Psychologie Verlags Union.

Flade, A. (1996b). Wohnen und Wohnzufriedenheit. In L. Kruse, C.-F. Graumann & E.-D. Lantermann (Hrsg.). Ökologische Psychologie. Ein Handbuch in Schlüsselbegriffen (Studienausgabe) (S.484-492). Weinheim: Psychologie Verlags Union.

Flade, A. (2006). Wohnen psychologisch betrachtet (2., vollständig überarb. u. erw. Aufl.). Bern: Huber.

Flick, U. (1998). Qualitative Forschung. Theorie, Methoden, Anwendung in Psychologie und Sozialwissenschaften. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.

Flick, U. (2006). Qualitative Sozialforschung. Eine Einführung (4. überarbeitete Aufl.). Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.

Glaser, B. & Strauss, A. (1998). Grounded Theory. Strategien qualitativer Forschung. Bern: Huber.

Gläser, J. & Laudel, G. (2004). Experteninterviews und qualitative Inhaltsanalyse als Instrumente rekonstruierender Untersuchungen. Wiesbaden: UTB.

Graumann, C.-F. (1996a). Aneignung. In L. Kruse, C.-F. Graumann & E.-D. Lantermann (Hrsg.). Ökologische Psychologie. Ein Handbuch in

Schlüsselbegriffen (Studienausgabe) (S. 124-130). Weinheim: Psychologie Verlags Union.

Graumann, C.-F. (1996b). Der phänomenologische Ansatz in der ökologischen Psychologie. In: L. Kruse, C.-F. Graumann & E.-D. Lantermann. Ökologische Psychologie. Ein Handbuch in Schlüsselbegriffen (2. Aufl.) (S.97-104). Weinheim: Psychologie Verlags Union.

Graumann, C. F. (Hrsg.). (1978). Ökologische Perspektiven in der Psychologie. Wien [u.a.]: Huber.

Halbwachs, M. (1950). La Mémoire Collective. Paris: PUF.

Hellbrück, J. & Fischer, M. (Hrsg.). (1999). Umweltpsychologie. Ein Lehrbuch. Göttingen [u.a.]: Hogrefe.

Hellpach, W. (1924). Psychologie der Umwelt. In E. Abderhalden (Hrsg.). Handbuch der biologischen Arbeitsmethoden. Abt. VI: Methoden der experimentellen Psychologie, C, 3. Berlin: Urban & Schwarzenberg.

Hellpach, W. (1939). Mensch und Volk der Großstadt. Stuttgart: Enke.

Hellpach, W. (1939). Geopsyche. Die Menschenseele unterm Einfluß von Wetter und Klima, Baden und Landschaft (5. Aufl.). Leipzig: Wilhelm Engelmann.

Hoffmann-Riem, C. (1980). Die Sozialforschung einer interpretativen Soziologie. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 32, 339-372.

Kagelmann, H. J. (1996). Graffiti. In L. Kruse, C.-F. Graumann & E.-D. Lantermann (Hrsg.). Ökologische Psychologie. Ein Handbuch in Schlüsselbegriffen (Studienausgabe) (S. 541-547). Weinheim: Psychologie Verlags Union.

Kaminski, G. (1996). Behavior Setting-Analyse. In L. Kruse, C.-F. Graumann & E.-D. Lantermann (Hrsg.). Ökologische Psychologie. Ein Handbuch in

Schlüsselbegriffen (Studienausgabe) (S. 154-159). Weinheim: Psychologie Verlags Union.

Kaplan, S. (1992). Environmental preference in a knowledge-seeking, knowledge-using organism. In Barkow, J.H., Cosmides, L. & Tooby, J. (Eds.). The adapted mind. Evolutionary psychology and the generation of culture (pp. 581-598). New York: Oxford University Press.

Keupp, H. (1995). Gemeindepsychologische Identitäten: Vergangenheiten und mögliche Zukünfte. In B. Röhrle & G. Sommer (Hrsg.). Gemeindepsychologie: Bestandsaufnahmen und Perspektiven. Tübingen: Deutsche Gesellschaft für Verhaltenstherapie.

Kirchler, E. (2005). Arbeits- und Organisationspsychologie. Wien: WUV.

Korosec-Serfaty, P. (1996). Öffentliche Plätze und Freiräume. In L. Kruse, C.-F. Graumann & E.-D. Lantermann (Hrsg.). Ökologische Psychologie. Ein Handbuch in Schlüsselbegriffen (Studienausgabe) (S. 530-540). Weinheim: Psychologie Verlags Union.

Korczak, D. (1995). Lebensqualität- Atlas. Umwelt, Kultur, Wohlstand, Versorgung, Sicherheit und Gesundheit in Deutschland. Opladen: Westdeutscher Verlag.

Kriminalstatistik (2006). Verfügbar unter:

http://www.bmi.gv.at/downloadarea/krimstat/2006/Jahresstatistik_2006.pdf

[18.08.2008]

Kruse, C.-F. Graumann & E.-D. Lantermann (Hrsg.) (1996). Zur Einführung. Ökologische Psychologie. Ein Handbuch in Schlüsselbegriffen (Studienausgabe) (S.1-13). Weinheim: Psychologie Verlags Union.

Lalli, M. (1989). Stadtbezogene Identität. Theoretische Präzisierung und empirische Operationalisierung. Berichte Nr. 89–1. Darmstadt: Institut für Psychologie der TH.

Lamnek, S. (2005). Qualitative Sozialforschung. Lehrbuch (4. vollst. überarb. Aufl.). Weinheim: Beltz.

Latané, B. & Darley, J. (1969). Bystander apathy. American Scientist 57, 244-268.

Jahoda, M., Lazarsfeld, P. & Zeisel, H. (1933). Die Arbeitslosen von Marienthal. Leipzig: Hirzel.

Lazarus, R. S. & Folkman, S. (1984). Stress, Appraisal, and Coping. New York: Springer.

Lewin, K. (1982). Psychologische Ökologie. In K. Lewin, Feldtheorie (Hrsg. V. C.F. Graumann). Bd. 4 der Kurt-Lewin-Werkausgabe (S.291-3d12). Bern: Huber/Stuttgart: Klett-Cotta.

Lynch, K. (1968). Das Bild der Stadt. Gütersloh [u. a.]: Bertelsmann.

Maderthaner, R. & Spielhofer, H. (1992). Lebensraumbezogene Grundbedürfnisse und deren familiengerechte Verwirklichung (Enquete-Bericht: Barrierefreies Wohnen- Barrierefreier Lebensraum). Wien: Bundesministerium für Umwelt, Jugend und Familie.

Maderthaner, R. (1995). Soziale Faktoren urbaner Lebensqualität. In A. G. Keul (Hrsg.). Wohlbefinden in der Stadt (S.172-197). Weinheim: Beltz.

Maderthaner, R. (1998). Wohlbefinden, Lebensqualität und Umwelt. In I. Kryspin-Exner, B. Lueger-Schuster & G. Weber. Klinische Psychologie und Gesundheitspsychologie – Postgraduelle Aus- und Weiterbildung (S.483-508). Wien: WUV.

Maderthaner, R. (2003). Was kann und was soll Partizipation leisten? In: G. Kollmann, M. Leuthold, W. Pfefferkorn & C. Schrefel (Hrsg.). Partizipation. Ein Reiseführer für Grenzüberschreitungen in Wissenschaft und Planung. Schriftreihe Integrativer Tourismus & Entwicklung, Band 6, 18-19. München: Profil-Verlag.

Margraf, J., Siegrist, J. & Neumer, S. (1998). Gesundheits- oder Krankheitstheorien? Saluto- versus pathogenetische Ansätze im Gesundheitswesen. Berlin [u.a.]: Springer.

Maslow, A. H. (1954). Motivation and Personality. New York: Harpers.

Mayring, P. (1991). Die Erfassung subjektiven Wohlbefindens. In A. Abele, P. Becker (Hrsg.). Wohlbefinden. Theorie – Empirie – Diagnostik (S.51-70). Weinheim und München: Juventa.

Mayring, P. (2002). Qualitative Sozialforschung (5. überarbeitete Aufl.). Weinheim und Basel: Beltz.

Mayring, P. (2007). Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken (9. Aufl.). Weinheim und Basel: Beltz.

Menke, R., Streich, W., Rössler, G. & Brand, H. (Ed.). (2003). Report on Socio-Economic Differences in Health Indicators in Europe. Health inequalities in Europe and the situation of disadvantaged groups. LÖGD: Wissenschaftliche Reihe. Band 16. Bielefeld. Verfügbar unter:
http://www.loegd.nrw.de/1pdf_dokumente/1_allgemeine-dienste/wissenschaftliche_reihe/wr16_socio-economic-differences.pdf
[15.08.2008]

Mieg, H. A. & Hoffmann, C. (2006). Einführung in das Schwerpunktthema „Stadtpsychologie“. Umweltpsychologie, 10, Heft 2, 3-9.

Mikrozensus Dezember (2003). Verfügbar unter:
http://www.statistik.at/web_de/statistiken/energie_und_umwelt/umwelt/umweltbedingungen_verhalten/index.html [16.08.2008]

Milgram, S.(1970). Das Erleben der Großstadt. Eine psychologische Analyse. Zeitschrift für Sozialpsychologie 1, 142-152.

Newman, O. (1972). Defensive space. Crime prevention through urban design.
New York: Collier Books/MacMillan.

NÖ Raumordnungsgesetz 1976. Verfügbar unter: <http://www.ris2.bka.gv.at>
[15.09.2008]

Oehme, I. (2007). Stand der Nachhaltigkeitsdiskussion: Eine Übersicht zur
Konzeptualisierung im deutschsprachigen Raum. In: L. Krainer & R. Trattnigg
(Hrsg.). Kulturelle Nachhaltigkeit. Konzepte, Perspektiven, Positionen (S.203-223).
München: oekom.

Proshansky, H. M., Fabian, A. K. & Kaminoff, R. (1983). Place-identity: physical
world socialization of the self. Journal of Environmental Psychology, 3, 57-83.

Redaktion Umweltpsychologie. (2005). Call for Papers: Stadtpsychologie.
Zeitschrift für Umweltpsychologie. Verfügbar unter:
http://www.umps.de/web/php/call_stadtpsychologie.php3, [02.02.2007].

Richter, P. (2008). Architekturpsychologie. Eine Einführung (3. überarbeitete u.
erw. Aufl.). Lengerich: Pabst.

Rohrmann, B. (1996). Lärm. In L. Kruse, C.-F. Graumann & E.-D. Lantermann
(Hrsg.). Ökologische Psychologie. Ein Handbuch in Schlüsselbegriffen
(Studienausgabe) (S. 665-672). Weinheim: Psychologie Verlags Union.

Schachinger, H. (2005). Das Selbst, die Selbsterkenntnis und das Gefühl für den
eigenen Wert. Einführung und Überblick (2. überarb. u. ergänzte Aufl.). Bern:
Hans Huber.

Schneider, G. (1986). Psychological Identity of and Identification with Urban
Neighbourhoods. In: D. Frick (ed.) The Quality of Urban Life. Social,
Psychological, and Physical Conditions (p. 203-218). Berlin: Walter de Gruyter

Schneider, G. (1992). «Identität von» und «Identifikation mit» städtischer Umwelt. In: K. Pawlik & K. H. Stapf (1992). Umwelt und Verhalten. Perspektiven und Ergebnisse ökopsychologischer Forschung (S.169-202). Bern [u. a.]: Huber.

Schultz- Gambard, J. (1996). Dicht und Enge. In L. Kruse, C.-F. Graumann & E.-D. Lantermann (Hrsg.). Ökologische Psychologie. Ein Handbuch in Schlüsselbegriffen (Studienausgabe) (S. 339-346). Weinheim: Psychologie Verlags Union.

Selye, H. (1957). Stress beherrscht unser Leben. Düsseldorf: Econ.

Semrad, G. & Weiss, W. (2004). Krems Und Stein. Stadtjuwel zwischen gestern und morgen. NP Buchverlag.

Semrad, G. Verfügbar unter: www.gregorsemrad.com [19.02.2009]

Schahn, J. (Hrsg.). (1993). Psychologie für den Umweltschutz. Weinheim: Beltz.

Schönpflug, W. (1996). Umweltstreß. In L. Kruse, C.-F. Graumann & E.-D. Lantermann (Hrsg.). Ökologische Psychologie. Ein Handbuch in Schlüsselbegriffen (Studienausgabe) (S.176-180). Weinheim: Psychologie Verlags Union..

Schumacher, J., Klaiberg, A. & Brähler, E. (Hrsg.) (2003). Diagnostische Verfahren zu Lebensqualität und Wohlbefinden. Göttingen [u. a.]: Hogrefe.

Simmel, G. (1903/1995). Die Großstädte und das Geistesleben. In: Aufsätze und Abhandlungen 1901-1908 (S.116-131). Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Standards der Öffentlichkeitsbeteiligung. Verfügbar unter: http://www.partizipation.at/standards_oeb.html [15.09.2008]

Statistik Austria: Gebäude- und Wohnungszählung vom 15. Mai 2001. Verfügbar unter: <http://www.statistik.at/blickgem/index.jsp> [20.08.2008]

Steinheider, B. (1998). Gesundheitliche Wirkungen von Industrie- und Umweltgerüchen. In: Kals, E. (Hrsg.). Umwelt und Gesundheit. Die Verbindung ökologischer und gesundheitlicher Ansätze (S.43-60). Weinheim: Beltz.

Stolks, D. (1972). On the distinction between density and crowding: some implications for future research. Psychological Review 79, 275-277.

Strauss, A. & Corbin, J. (1996). Grounded Theory: Grundlagen Qualitativer Sozialforschung. Weinheim: Beltz.

Treinen, H. (1974). Symbolische Ortsbezogenheit. In: P. Atteslander & B. Hamm (Hrsg.), Materialien zur Siedlungssoziologie (S. 234-259). Köln: Kiepenheuer & Witsch.

The WHOQOL-Group (1994). The development of the World Health Organization Quality of Life assessment instrument: The WHOQOL. In J. Orley & W. Kuyken (Eds.). Quality of life assessment: International perspectives (pp.41-57). Berlin: Springer.

Turner, J.C. (1987). In J.C. Turner, M.A. Hogg, P.J. Oakes, S.D. Reicher & M.S. Wetherell, Rediscovering the social group: A self-categorization theory. Oxford: Blackwell.

Uexküll, J.v. (1921). Umwelt und Innenwelt der Tiere (2. Aufl.). Berlin: Springer.

Uzzell D., Pol E. & Badenas D. (2002). Place Identification, social Cohesion, and Environmental Sustainability. Environment and Behavior, Vol. 34, No. 1, 26-53.

Veenhoven, R. (1988). The utility of happiness. Social indicators Research, 20, 333-354.

Wiedemann, P. M. (1991). Gegenstandsnahe Theoriebildung. In U. Flick, E. v. Kardorff, H. Keupp, L. v. Rosenstiel & S. Wolff (Hrsg.). Handbuch Qualitative Sozialforschung: Grundlagen, Konzepte, Methoden und Anwendungen (S.440-445). München: Psychologie Verlags Union.

Winter, G. & Church, S. (1984). Ortsidentität, Umweltbewusstsein und kommunalpolitisches Handeln. In: H. Moser & S. Preiser. Umweltprobleme und Arbeitslosigkeit. Gesellschaftliche Herausforderungen an die Politische Psychologie (S.78-93). Weinheim und Basel: Beltz.

Wirth, L. (1974). Urbanität als Lebensform. In U. Herlyn (Hrsg.). Stadt und Sozialstruktur (S. 42-66). München: Nymphenburger Texte zur Wissenschaft.

Wissenschaftsrat (Hrsg.). (1994). Stellungnahme zur Umweltforschung in Deutschland (Band 1). Köln. Verlag.

Witzel, A. (1982). Verfahren der qualitativen Sozialforschung – Überblick und Alternativen. Frankfurt/M.: Campus.

Wundt, W. (1900-1920). Völkerpsychologie. Leipzig: Engelmann.

www.krems.gv.at/system/web/zusatzseite.aspx?detailonr=217468958
[23.09.2008]

www.partizipation.at/methoden.html [23.09.2008]

www.map2web.cc [02.08.2008]

Zapf, D. & Dormann, C. (2006). Gesundheit und Arbeitsschutz. In H. Schuler (Hrsg.). Lehrbuch der Personalpsychologie (2. überarbeitete und erweiterte Aufl.) (699-728). Göttingen [u. a.]: Hogrefe.

Anhang

Anleitung zum Empirischen Stadtspaziergang

Schritt 1: Sich mit dem Ort gedanklich auseinandersetzen

1. Was macht diesen Ort aus?
2. Wie unterscheidet er sich von anderen?
3. Wo liegen attraktive und wo nicht-attraktive Momente?
4. Wo sind Orientierungspunkte?
5. Wo sind die Ausgänge, wo die Eingänge?
6. Wo ist das Zentrum?
7. Haben Sie die geografischen Grenzen vorher gekannt?

Schritt 2: Den Ort ganzheitlich erfassen

Der Ort als Wesen:

Wie lässt sich das „Wesen“ dieses Ortes darstellen? Was hält den Ort, sein „Wesen“ zusammen? Was macht diesen Ort aus?

Info: Wesen als Begriff ist mit Leben, Lebendigkeit verbunden

Der Ort als Sinnesraum:

Was SEHEN Sie? Was HÖREN Sie? Was RIECHEN Sie? Was FÜHLEN Sie?

Tipp: Das Schließen der Augen kann bei hören, riechen und fühlen zu intensiveren Erfahrungen führen

Der Ort als Gedankenraum:

Welche Gedanken/Ideen gehen Ihnen durch den Kopf? Woran erinnert Sie dieser Ort? Was verbinden Sie damit?

Der Ort als Handlungsraum:

Möchten Sie bleiben oder gehen? Worauf lädt dieser Ort ein? Was möchten Sie an diesem Ort sicher nicht tun? Von welcher Gruppe von Menschen wird er überwiegend frequentiert? Wie lange brauchen Sie bis ans Ende des Bezirkes? Wie lange bis ans Ende von Wien?

Der Ort als Veränderungsraum:

Was möchten Sie an diesem Ort ändern? Was könnte so bleiben? Wie würde sich dadurch das Wesen des Ortes verändern? Was würde sich bei Ihnen ändern? Würden Sie sich wohler fühlen?

(Quelle: Ehmayer, www.stadtpsychologie.at)

Interviewleitfaden

Einstieg zu Krems allgemein

1. Was ist Ihr persönlicher Bezug zu Krems?
2. Wohnen Sie in Krems (in welchem Stadtteil)?
3. Wie lange wohnen Sie schon in Krems (von Geburt an)?
4. Fühlen Sie sich in Krems wohl?
5. Haben Sie vor in Krems zu bleiben?

Persönliches Stadterleben der Kremser Altstadt

6. Was empfinden Sie als angenehm in der Kremser Altstadt?
7. Was empfinden Sie als unangenehm?
8. Gibt es ein besonderes Erlebnis, dass Sie mit der Kremser Altstadt verbinden?
9. Was würden Sie im Falle eines Umzuges vermissen?

Veränderungswünsche und Zukunftsperspektive

10. Wenn Sie an die Zukunft der Kremser Altstadt denken, wie könnte diese aussehen?
11. Wenn Sie an der Kremser Altstadt etwas ändern könnten, was würden Sie tun? (Was stört Sie besonders?)
12. Gibt es Ihrer Meinung nach in der Kremser Altstadt etwas, das auf jeden Fall so bleiben sollte (also was nicht verändert werden sollte)?
13. Welche Personen bzw. Personengruppen sollten Ihrer Meinung nach mehr in die Stadtentwicklung einbezogen werden?

Bild der Kremser Altstadt

14. Was ist typisch für die Kremser Altstadt?
15. Hat die Kremser Altstadt ein Wahrzeichen?
16. Was empfinden Sie als Zentrum der Kremser Altstadt?
17. Mit welchen drei Eigenschaften würden Sie die Kremser Altstadt beschreiben?
18. Welches Bild denken Sie haben Besucher von der Kremser Altstadt?

Soziodemographische Daten

19. Was arbeiten/studieren Sie?
20. Arbeiten/ Studieren Sie in Krems?
21. Was machen Sie in Ihrer Freizeit in der Kremser Altstadt?
22. Wie oft sind Sie in der Altstadt (über die Woche gesehen)?
23. Alter:
24. Geschlecht:
25. Gibt es jemanden mit einer speziellen Sicht auf die Kremser Altstadt, den ich unbedingt interviewen sollte?

Kontaktfrage

Haben Sie Interesse über die Ergebnisse der Studie informiert zu werden?

Name _____

Tel/Mail _____

Beispielkategorie mit Subkategorien und Kodes

Hauptkategorie „Verkehrssituation“

Subkategorie „Parkplatzsituation“

- Parkplatzsituation
- Zu wenig Stellplätze beim Niederösterreich Haus, in dem die Bezirkshauptmannschaft drinnen sein soll
- zu wenige Parkplätze
- Zu wenige Parkplätze
- schwierige Parkplatzsituation
- Verkehrssituation Grund, dass Touristen nicht in dem Ausmaß die Altstadt von Krems besuchen wie beispielsweise Stein mit einer doch besseren Parkplatzsituation rund um die Schiffsstation
- zu wenig Parkplätze und mit Gebühren
- entsprechende Platzgestaltung
- Kremsflussüberdachung zur Schaffung von 1000 Parkplätzen
- Mehr Parkmöglichkeiten für Kunden
- durch entsprechendes Angebot an Parkplätzen verlegt sich Einkaufsverhalten der Kremser wieder mehr von entsetzlichen Gewerbeazonen in Altstadt
- Moderne Parklogistik rund um die Altstadt mit entsprechender Zubringermöglichkeit
- bei Musikschule Garage machen um zu Pfarrplatz zu gelangen
- Ersatzparkplätze schaffen
- Unterirdische Garage
- Parkplatzdeck soll Bürgen zur Verfügung stehen (gebührenfrei)
- bestehende Parkmöglichkeiten besser bewerben und beschildern
- Parkdeck mit Rolltreppen bzw. Aufzulösung um in Kern der Altstadt zu kommen
- Lösungen, dass Parkdeck Untere Landstraße stärker angenommen
- bessere Park(platz)situation in der Altstadt
- Mehr gebührenfreie Parkplätze
- ansprechende zum Großteil gebührenfreie Parkplatzsituationen im Nahbereich für Käuferschicht schaffen
- vom Kremsthal aus Osteinfahrt, in der Lederergasse Autos garagieren

Subkategorie „Autos in der Stadt“

- Kremser Altstadt ist sehr eng für Autos zusätzlich zum Fußgängerverkehr (Probleme für Fußgänger oder Frauen, die mit dem Kinderwagen fahren)
- Autos in der Stadt (da alles fußläufig)
- zu wenige Möglichkeiten Autos aus der Stadt draußen zu halten
- Viele Autos durch neues Schulzentrum (2000 Schüler)
- zu viele Autos
- Autos raus, d.h. unter die Erde oder außerhalb
- Fußgängerzone bis runter, also auch im Verkehrsbereich
- Verkehr aus der Göglstraße verschwunden

- Möglichst den Verkehr heraußen halten
- Autos am Pfarrplatz weg
- Autos aus der Stadt draußen lassen
- Hoher Markt autofrei
- an großen Plätzen Autos weg bringen (wie am Dreifaltigkeitsplatz)
- Kunden müssen sich mehr bewegen und weniger Auto
- Kremser Altstadt autofrei (in den nächsten 15, 20 Jahren nicht realisierbar)
- Autos so weit als möglich verbannen
- Bereich Untere Landstraße autofrei machen
- Verkehr nach außen verlagern
- im öffentlichen Verkehr Radler und Fußgänger forcieren
- muss Radfahrer mehr berücksichtigen, dass sie parallel zur Landstraße durch die Stadt fahren können
- Pfarrplatz autofrei
- Touristen mit Fahrrädern nicht in die Fußgängerzone lassen, auch wenn sie schieben

Subkategorie „Öffentlicher Verkehr (Citybusse)“

- Zu große Busse (Citybusse) fahren durch die engen Gassen
- Citybus fährt nur in Stichstraßen vom Bahnhof hinein
- Große City Bus Linien behindern Fußgänger in der Unteren Landstraße
- kleine friedliche und bedarfsgerechte Verkehrsmittel, die Verbindungen herstellen
- kleiner Stadtbus der Leute durch die Stadt führt
- Busse über Utzstraße in die Altstadt (große Busse nur über den Zellerplatz von Wachaubundesstraße B3 in die Altstadt)
- Anreiz für Busfahrer schaffen (Aufenthaltsbereich mit Kaffee etc.)
- offene Diskussion des Themas Nordeinfahrt das massives Verkehrsproblem liefert (nur eine einzige Zufahrtsstraße in die Stadt)
- Verbesserung im öffentlichen Verkehr (Linienstatus der Stadtbusse erneuern)
- öffentlichen Verkehr verdichten, d.h. öfter fahren (Takt von 30 auf 20 Minuten verkürzen)
- mehr Busse einsetzen und attraktiver machen auch vom Preis her
- der öffentliche Verkehr sollte in den Städten möglicherweise gratis sein
- Stadtbussystem auf Nachbargemeinden ausweiten (Mautern, Senftenberg, Rohrendorf, Furth), weil dadurch viel Verkehr von der Kremser Innenstadt ferngehalten werden könnte
- innerstädtische Citybusse in Halbstundentakt speziell auf Bedürfnisse der Touristen ausgestellt (Transportverbindung Schiffstation, Kunstmeile, Altstadt von Krems, Weinstadtmuseum, Gozzoburg)
- Bussystem einführen um Touristen von Stein nach Krems zu holen
- Anreiz für Busfahrer (Haltestelle bei der Wienerbrücke mit gratis Kaffee)
- Niederflurbusse als Stadtbusse (kleiner und niedriger mit einem Bereich für Behinderte und Kinderwagen) so dass sie auch durch die Stadt fahren können
- Große Citybusse aus Unteren Landstraße raus, behindern Fußgänger

- Citybus der die Altstadt in einem Kreis erschließt (Ringstraße, Utzstraße, Steiner Tor, Körner Markt, Pfarrplatz, Hoher Markt und wieder raus bei der Wienerbrücke)
- Citybustakt alle 20 Minuten
- Züge anbieten, die später als 9 fahren (für Veranstaltungen)

Subkategorie „Verkehrskonzept“

- Verkehrssituation
- Verkehrssituation
- ekelhafte Verkehrssituation
- Touristen mit Rad finden gar nicht in die Altstadt rein, weil die Einfahrt Steinertor für Radfahrer nicht gestattet ist
- merkt Verkehrsprobleme verstärkt wenn Baustellen
- nicht besonders attraktive Einfahrt
- Schlauch rauf in den Stadtgraben
- Nadelöhrsituation vom Steinertor hinauf
- Rückstau von Wienerbrückenkreuzung fast bis zur Wegscheid zu Schulstoßzeiten
- Ausfahrt aus der Oberen Altstadt erhalten, aber andere Verkehrslösungen, dass sich nicht so viel über den Hohen Markt und über die Wegscheid abspielen muss
- Neue Ideen für Herzog- und Göglstraße oder die Schlüsselamtsgasse
- sollte durchs Wahrzeichen Steinertor in die Stadt fahren (man verlässt die Stadt durch das schönste Wahrzeichen und betritt sie nicht)
- Verkehrskonzept entwickeln, wo man zumindest einen begrenzten Zugang durch das Steinertor bekommt und es nicht als Ausfahrt verwendet
- Stadteinfahrt auch für Autos durchs Steinertor führen und dann rauf durch Schmidgasse (dadurch Radfahrer am richtigen Weg und Stadt würde sich sukzessive über die Plätze Körnermarkt, Pfarrplatz erschließen)
- Besseres Leitsystem zur leichteren Orientierung
- ein paar Einbahnen ändern
- Verkehr nicht sich selbst überlassen
- Autos stadtauswärts durchs Kremstal leiten um die großen Ansammlungen von Schülerabholungen zu Stoßzeiten zu ändern

Subkategorie „Fußgängerzone“

- Fußgängerzone
- Fußgängerzone
- Landstraße als roter Faden durch die Altstadt
- Landstraße
- touristenfreundliche Gestaltung der Fußgängerzone (Bsp. Blumenschmuck)
- sehr prominente fast 1 km lange Fußgängerzone
- Fußgängerzone
- Fußgängerzone
- Fußgängerzone
- Fußgängerzone
- Fußgängerzone
- Fußgängerzone
- kann gut spazieren und flanieren

- es darf auf keinen Fall an der Fußgängerzone gerüttelt werden
- Fußgängerzone
- Fußgängerzone
- Fußgängerzone
- Nicht mehr Verkehr in die Stadt
- Fußgängerzone ausweiten
- Verkehrskonzept für gemäßigte Fußgängerzone
- vom Steinertor bis zum Neunteufel/Schöps
- die gesamte Fußgängerzone, Pfarrplatz, Hoher Markt. Das Zentrum von Krems ist für mich auch das Lebenszentrum.
- Fußgängerzone

Auszugsartige Darstellung des Kategoriensystems

Hauptkategorie „Charakteristika der Stadtarchitektur“

Auszug Subkategorie „Architektur“

- Wunderschöne Häuser
- viele renovierte Fassaden
- diese alten Baujuwele
- unsere ganzen Häuser
- Bauwerke
- historischen Bauten
- Alte Häuser
- alte kleine Stadt
- Baustil
- historische Bauten
- alte Fassaden
- die Architektur

Auszug Subkategorie „Plätze“

- architektonisch sehr schöne Plätze
- kleine Plätze
- Rathausplatz
- Ensemble Hoher Markt
- viele kleinen Plätze: Dreifaltigkeitsplatz, Pfarrplatz, Rathausplatz, Platz beim Dominikanerkloster
- Bereich Steinertor mit Jahrhundertwende Kaffeehaus
- Soll nettes Netz von Plätzchen bleiben
- Täglicher Markt
- Bereich des täglichen Marktes
- das Eck bei der St. Veit Kirch und dem ganzen Grätzel beim Halil am Pfarrplatz, wo man einen wunderschönen Ausblick auf die Piaristenkirche hat (auch weil dort am Samstag Bauernmarkt)

Auszug Subkategorie „Wahrzeichen“

- Simandlbrunnen
- Unsere Wahrzeichen
- Steinertor
- bewohnte und belebte Baudenkmäler als Wahrzeichen
- Steinertor (aber nicht bewegend)
- Wohl Steinertor (kann ich aber nicht ganz akzeptieren)
- Steiner Tor früher, jetzt Gozzoburg
- Gozzoburg
- Piaristenkirche heimliches Wahrzeichen
- Piaristenkirche
- Wenn man ein DKT Spiel entwickeln würde, würde man das Steinertor, den Pulverturm, Piaristenkirche, Pfarrkirche auf die Felder setzen
- Das Wiener Tor wäre zusätzliches Wahrzeichen

Auszug Subkategorie „Schmale Gassen“

- enge Gassen
- kleine Gässchen miteinander
- schmale Gassen

Auszug Subkategorie „Vielseitiges Stadtbild“

- Stadtbild überhaupt nicht einheitlich
- Nichtuniformität: bunte Mischung an Architektur, an Baustilen
- wunderbare Symbiose aus Altstadtbestand und jugendlichen Flair
- der Jahrhundertmix von Baustilen: von der Romanik beginnend über die Gotik bis hin zum Barock und den modernen Bauten

Auszug Subkategorie „Kulisse“

- Kulisse mit der Donau, Göttweig, dem Häusermeer, mit der Altstadt, dem Blick in die Ferne
- Blick vor der St. Veit Kirche der auf Piaristenkirche und dieses ganze Grätzchen fällt
- Kulisse
- Situation am Kreuzberg zu wandern und von oben diesen wunderschönen unverbauten Altstadt- Ausblick zu genießen
- Silhouette von der Piaristenkirche abwärts, die Kirche St. Veit und eben Bürgerspital auf der anderen Seite die Gozzoburg, Margarethenstraße

Hauptkategorie „Wirtschaftliches Angebot“

Auszug Subkategorie „Wirtschaftliche Situation“

- Branchenmix bei den Geschäften
- Absiedelung der Wirtschaftsbetriebe runter in das Industriezentrum
- Nicht funktionierendes Einkaufszentrum
- Geschäfte bei denen man nicht weiß, was man dort kaufen soll
- Übersiedlungen von der Innenstadt hinaus an die Peripherie (Parken dort bequemer)

- Die Geschäftsstraßen
- gute Warenangebote in bestimmten Bereichen in der Fußgängerzone
- gute Nahversorgung in jeder Weise: in medizinischer, wirtschaftlicher Hinsicht
- spezifischer Mix zur Belebung von Stadtzentren
- mehr Gedanken beim Mix machen
- Einkauf in der Landstraße und nicht in einem Einkaufszentrum

Auszug Subkategorie „Leere Geschäftsflächen“

- Maßnahmen umsetzen um Untere Landstraße stärker zu beleben
- Je länger so ein Haus leer steht, desto schlechter wird es und die Substanz leidet sehr darunter
- Nahversorger in Unterer Landstraße bewahren
- Vom Magistrat und anderen Unterstützung zur Belebung Unteren Landstraße
- Ideen für Untere Landstraße verwirklichen (Vinothek, Jugendtreff, viele Ideen von Hausbesitzern)
- Handwerker in Unterer Landstraße platzieren (Goldschmiede, dass Gold dort fließt und Touristen Handwerkern bei der Arbeit zuschauen können)
- Art Naschmarkt (Wien) in der Unteren Landstraße kreieren
- leeren Geschäftslokale im Bereich der Unteren Landstraße füllen

Auszug Subkategorie „Einbeziehen Wirtschaftstreibender“

- Leute, die Blick dafür haben, wie eine Altstadt im Optimalfall funktioniert.
- die Wirtschaft.
- Die die es sich leisten können müssen einbezogen werden (Leute mit Handschlagqualität)
- Hausbesitzer

Hauptkategorie „Verkehrssituation“
--

Subkategorie „Parkplatzsituation“

- Parkplatzsituation
- Zu wenig Stellplätze beim Niederösterreich Haus, in dem die Bezirkshauptmannschaft drinnen sein soll
- Zu wenige Parkplätze
- Verkehrssituation Grund, dass Touristen nicht in dem Ausmaß die Altstadt von Krems besuchen wie beispielsweise Stein mit einer doch besseren Parkplatzsituation rund um die Schiffsstation
- entsprechende Platzgestaltung

Subkategorie „Autos in der Stadt“

- Kremser Altstadt ist sehr eng für Autos zusätzlich zum Fußgängerverkehr (Probleme für Fußgänger oder Frauen, die mit dem Kinderwagen fahren)
- Autos in der Stadt (da alles fußläufig)
- zu wenige Möglichkeiten Autos aus der Stadt draußen zu halten

- Viele Autos durch neues Schulzentrum (2000 Schüler)
- zu viele Autos

Subkategorie „Öffentlicher Verkehr (Citybusse)“

- Zu große Busse (Citybusse) fahren durch die engen Gassen
- Citybus fährt nur in Stichstraßen vom Bahnhof hinein
- Große City Bus Linien behindern Fußgänger in der Unteren Landstraße
- kleiner Stadtbuss der Leute durch die Stadt führt
- Busse über Utzstraße in die Altstadt (große Busse nur über den Zellerplatz von Wachaubundesstraße B3 in die Altstadt)

Subkategorie „Verkehrskonzept“

- Verkehrssituation
- ekelhafte Verkehrssituation
- nicht besonders attraktive Einfahrt
- Schlauch rauf in den Stadtgraben
- Rückstau von Wienerbrückenkreuzung fast bis zur Wegscheid zu Schulstoßzeiten

Subkategorie „Fußgängerzone“

- Fußgängerzone
- Landstraße als roter Faden durch die Altstadt
- Landstraße
- touristenfreundliche Gestaltung der Fußgängerzone (Bsp. Blumenschmuck)
- sehr prominente fast 1 km lange Fußgängerzone
- Fußgängerzone

Hauptkategorie „Atmosphäre“

Auszug Subkategorie „Flair“

- südländisches Flair
- leicht mediterranes Flair
- zu erfüllende, nicht beschreibbare Atmosphäre
- die Nostalgie
- das Gribbeln wenn man durch Krems geht
- geheimnisvoll
- charmant
- verführerisch
- verschoben

Auszug Subkategorie „Schönheit der Stadt“

- Schönheit der Stadt an sich
- wunderschöne Stadt
- wunderbares unverwechselbares Stadtbild
- versteckte Schönheiten und Winkel
- Schönheit der Stadt
- finden es bezaubernd

- elegant
- schön

Auszug Subkategorie „Hohe Lebensqualität“

- sehr gute Lebensqualität von Krems, v. a. was den Natur- und Freizeitwert betrifft
- sehr hohe Lebensqualität
- unwahrscheinlich komote Stadt
- es fühlt sich jede Generation wohl, die Alten und die Jungen
- liebens- und lebenswert (nicht nur Stein und Bauwerke sondern dazwischen auch Grün)
- lebenswert
- herzlich
- Entspannt

Auszug Subkategorie „Klima“

- Klima
- das milde Klima

Hauptkategorie „Stadtgestaltung“
--

Auszug Subkategorie „Stadtplanung“

- mit den Bildungsinstitutionen in der Stadt bleiben und nicht an Peripherie verlegen
- Man müsste mit der Bevölkerung der Innenstadt gemeinsam etwas tun
- viele Barrieren für Rollstuhlfahrer und Leuten mit Sehbehinderungen (Kopfsteinpflaster)
- alter Brauhausaal abgerissen (Platz für Ballveranstaltungen mit 3000 Menschen)
- Einkaufszentrum statt Brauhausaal
- Bau eines Monster-Schulzentrum
- seitwärts-defensiv Strategie unter Argument kein Geld
- Tourismuspolitik macht Tourismusbüro aus Wien (verfolgt Eigeninteressen)
- private Gesellschaft schaffen, die Lokale in der Altstadt anmieten und so eine Art Drehscheibe ist und weitervermietet an entsprechende Geschäftsbetreiber
- professionelles Marketing für die Innenstadt

Auszug Subkategorie „Mangelnde Stadtausstattung“

- zu wenig Mistkübel (Abstände zu groß)
- ganz Krems aufgemöbelt
- mehr Grünpflanzenpötte
- Event. moderne Nachbildung des Wienertors (zur Gozzoburg wunderschönes Ambiente)
- mehr Blumenschmuck bei den Geschäften (wie beim Hotel Post)
- Mehr Beschilderung

Auszug Subkategorie „Gelungene Sanierung“

- Gozzoburgrevitalisierung belebt Stadtkern
- funktionierende Altstadt
- gelungene Altstadtrevitalisierung
- Hausbesitzer unterstützen bei Erhaltung der Bauwerke (viel schwieriger als bei Neubau)
- Unterstützung der Hausbesitzer bei Erhaltung kommt Mietern zu Gute
- Sonderaktion wie die Fassaden und Althausrenovierung zur 1000 Jahrfeier mit finanzieller Förderung des Bundes und der Stadt fortsetzen
- Revitalisierung alter Häuser
- Gepflegt
- liebevoll restauriert
- gut in Schuss gehaltene Altstadt

Hauptkategorie „Freizeitangebot“

Auszug Subkategorie „Kaffeehäuser und Lokale“

- Cafes
- Kaffee trinken
- Möglichkeit sich ruhig in der Innenstadt hin zu setzen
- mittags auf einen Kaffee zu gehen oder Einkauf zu erledigen
- der Wein
- Lokale
- einladende Cafes
- Cafés

Auszug Subkategorie „Kulturelles Angebot“

- künstlerischen Veranstaltungen (Bsp. Open Air Kino, Theater bei der Gozzoburg, vielfältige Gastronomie und Abendlokale, etc.)
- kulturelles Angebot
- Akzeptanz für das Donaufestival
- Wachsende Akzeptanz für zeitgenössische Kunst
- künstlerische Veranstaltungen (Bsp. Open Air Kino, Theater bei der Gozzoburg, vielfältige Gastronomie und Abendlokale, etc.)
- Markt am Pfarrplatz ausbauen (gestalten mit Kultur)
- Straßenkulturszene mehr fördern (Musikanten, Leute stehen herum, man kommt ins plaudern)
- Kulturszene sollte nicht zu sehr nach Stein hinaus gehen
- allgemeine Kulturkarte mit kombinierten Eintrittten
- Hohen Markt mit Künstlern beleben um einzigartige Atmosphäre vergleichbar Mont Matre zu erzielen
- Kunsthalle, Kunstmeile Impuls des Landes, Stadt muss mehr tun
- Höheres kulturpolitisches Engagement der Stadtpolitik und der Kremser Bürger

Auszug Subkategorie „Freizeitangebot“

- Nachtleben

- eigenes Klublokal für Seniorenbund mit Programm gegen die Einsamkeit
- kleine Parks
- am Abend fast tot
- um 9 geht der letzte Zug

Hauptkategorie „Jugend“

Auszug Subkategorie „Mehr Angebote für Kinder und Jugendliche - Jugendraum“

- Mehr für Jugendliche als Prävention gegen Besäufnisse und Vandalismus
- Jugendkarte (Citybus Fahrten eingetragen und gratis Citybus Fahrten oder Gutscheine)
- Juniorparlament für die ganz kleinen Kinder schaffen
- Kino in der Altstadt (Kinder und Jugendliche kein Auto und die Busse fahren nicht so lange)
- Pulverturm als Jugendzentrum zu klein, zu dunkel, wenig Raum zur Entfaltung
- Jugendräume (Avalon, Jazzkeller) sollen politische und gesellschaftliche Anerkennung als (Freizeit)Raum für Jugendliche finden
- Untere Landstraße für Jugendlichen mehr interessant (Geschäfte für Jugendliche oder irgendwas Flippiges, ein Tattoogeschäft)
- Zentraler Jugendraum für Jugendliche, die auf Zug warten müssen (Hausaufgaben oder lernen)

Auszug Subkategorie „Ablehnung der Jugend“

- Wirte die der Jugendkultur gegenüber offen sind werden immer weniger
- Jugend durch Lärm abgehalten in die Innenstadt zu gehen
- junge Leute fühlen sich trotz Bemühungen junge Stadt zu sein nicht wohl
- junge Bevölkerung ist nicht gewollt
- alte Bevölkerung gegen neue
- Bruchlinien zwischen Bedürfnissen junger Leute und Ruhebedürfnissen der quasi Ureinwohner

Auszug Subkategorie „Einbeziehen der Jugend“

- Jugendliche
- Jugend hätte wenn man ihr Gehör gibt viel zu sagen
- Noch mehr Jugend
- junge Leute zu wenig vertreten
- Jugendlichen kommen zu kurz

Hauptkategorie „Belebung durch Wohnbevölkerung“

Auszug Subkategorie „Wohngegend um belebt zu sein“

- StudentInnen beleben die Stadt.
- es bewegt sich etwas

- Bewohner, Geschäftslokalbesitzer, Lokalbesitzer vermischen sich sehr gut
- Lebendigkeit durch Mix aus Einkaufen, Schulen, Wohnmöglichkeiten, Arztpraxen
- Wohnbau forcieren (junge Familien mit verschiedenen Wohnbauprojekten in die Stadt herein bringen)
- Immobilienmarkt soll so bleiben in der Innenstadt um historischen Kern zu erhalten
- Stadtkerne müssen sehr danach trachten lebendig und belebt zu sein
- Ein Miteinander von Alt und Jung
- Mehr Jugend soll wieder dort leben
- Aktivitäten in der Altstadt tagsüber
- darf keine Schlafstadt werden

Hauptkategorie „Geographische Charakteristika“ 44

Auszug Subkategorie „Lage in der Natur“

- zentrale Lage
- Lage am Berg
- Nähe zu Naherholungsgebiete
- die Donau
- Tolle Landschaft
- nicht einmal eine 3/4 Stunde von Wien entfernt
- Weinberge im Hintergrund, die Donau kurz davor, dazwischen fast hineingepresst die Stadt Krems
- Übergang in die Wachau

Auszug Subkategorie „Fußläufig erreichbar“

- Veranstaltungen, die leicht erreichbar sind
- alles fußläufig zu erreichen
- sehr angenehm in 3 Minuten beim Bahnhof zu sein
- alles fußläufig erreichbar
- überschaubar
- Dicht
- Kleinteilig

Hauptkategorie „Sozialkontakte“

Auszug Subkategorie „Menschen - Jeder kennt jeden“

- Möglichkeit, möglichst viele Bekanntschaften zu schließen. (Motto: „Jeder kennt Jeden“)
- Gefühl von Integration bzw. persönlichen Anschluss
- Vertrautheit dadurch, dass man ein und dieselben Menschen sieht
- Veränderung der Menschen Richtung Offenheit in der letzten Zeit
- Klatsch und Tratsch - Private Infos sprechen sich schnell herum

- Schwierig für Fremde bzw. „Nicht-Kremser“ Anschluss zu finden
- Die ganze Nachbarschaft
- „Versnobtheit“ (ablehnende Haltung von Stadtbewohnern Fremden gegenüber)
- mit den Leuten sprechen
- Freunde und Bekannte treffen

Nebenkategorie „Partizipation“

Auszug Subkategorie „Gemeinsam Einbeziehen aller Personengruppen“

- Bedarf Gremium aus Vertretern für Sehbehinderte, Rollstuhlfahrer, ältere Personen, Pensionisten für nachhaltige Stadtentwicklung
- Gibt Interessensvertretungen die für die Altstadt eintreten (Zukunftskonferenz, Verein der Freunde der Kremser Altstadt, Anrainervertreter, Vertreter der Gastronomen)
- Bevölkerung in Bebauungspläne intensiv miteinbeziehen
- mehr Bürger miteinbeziehen
- sollte ein Gemeinsam zwischen Politik, Verwaltung und Bürger sein

Auszug Subkategorie „Situationsangepasste Bürgerbeteiligung“

- Bürgerbeteiligung ist Prozess (Einholung von Meinungen, Diskussion)
- verschiedene Modelle für die Miteinbeziehung: einmalige Zusammenkunft oder wiederkehrend.
- Eine Barriere abbauen für die eine Gruppe heißt vielleicht eine Barriere aufbauen für die andere Gruppe (schon im Vorfeld überlegen)
- muss sich genau überlegen in welchen Grenzen man Bürgerbeteiligung macht
- Je mehr Bürgerbeteiligung ist, desto mehr identifizieren sich die Menschen mit den Dingen

Auszug Subkategorie „Möglichkeit zur Partizipation nicht genutzt“

- Viele nutzen Möglichkeit sich zu integrieren nicht
- lieber nörgeln als sich zu engagieren
- Viele reden mit, aber wenn's ums Tun geht schaut das Ganze wieder ganz anders aus.
- Entscheidungen nie allen gerecht

Auszug Subkategorie „Partizipation findet statt“

- Bürgerbeteiligung ist der Stadt Krems wichtiges Anliegen.
- Beteiligung an der Stadtentwicklung ohnehin gegeben
- schon jetzt sehr viele Leute themenbezogen eingebunden
- Es werden schon viele Leute mit einbezogen
- Idee der Zukunftskonferenz ist nicht schlecht, weil jeder mitarbeiten kann
- viele, die sehr engagiert sind

Nebenkategorie „Angebot für unterrepräsentierte Gruppen“

Auszug Subkategorie „Angebote für MigrantInnen“

- Immigranten mehr miteinbinden (bsp.: kulturell, gibt unter ihnen Maler, Musiker, Leute die schreiben)
- Mehr interkulturelle Feste mit gemeinsam Länderspeisen kochen (Dialog bringt Menschen zusammen)

Auszug Subkategorie „Angebote für Personen ab 20“

- gezieltes Angebot für Zielgruppe 20 bis 30jährigen "Separate Budget" (keine Kinder und zwei Einkommen)
- mehr für Studenten, die hohe Mietpreise zahlen und hier viel Geld lassen, machen
- Attraktiver für junge Leute und junge Familien
- Fortgehangenbot für Leute ab 30 oder 40 schaffen

Auszug Subkategorie „Angebote für Behinderte“

- den teilweise existierenden Mittelstreifen für Rollstuhlfahrer verlängern (durchgehend vom Steinertor bis zur Wienerbrücke mit einer Seitenstraße)
- Bewusstsein bei einzelnen Geschäften entwickeln, dass Leute mit Behinderungen große Kaufkraft
- barrierefreie Zugänge zu Geschäften wichtig
- Leitsystem für Blinde (Erhebungen und Ausnehmungen im Asphalt)

Auszug Subkategorie „Mütter einbeziehen“

- Kinder
- Mütter mit Kinderwagen
- Kindercafès (Kinder können dort laut sein)

Nebenkategorie „Sicherheit“

Auszug Subkategorie „Vandalismus“

- Blitzableiter werden zerstört
- Efeu wird runter gerissen
- viele Besucher in den Nachtstunden, die Kremser Altstadt Schaden zufügen
- umgestoßene Blumentröge und Papierkübel
- Vandalismus
- Wunsch nach weniger Vandalismus durch Jugendliche

Auszug Subkategorie „Mehr Präsenz der Exekutive“

- mehr Securityposten
- Wegen Vandalismus mehr Präsenz der Exekutive (event. im Rathaus Wachstube)

Nebenkategorie „Historischer Hintergrund“

Auszug Subkategorie „Historischer Hintergrund“

- die Geschichte
- kulturhistorische Situation
- historische Betrachtungsweise
- das Kunsthistorische
- das Historische

Nebenkategorie „Veränderung“

Auszug Subkategorie „Möglichst wenig verändern“

- sollte vieles nicht geändert werden
- einfach alles so lassen
- alles was sich hier so schön darstellt
- So wie bisher

Auszug Subkategorie „Veränderung ist etwas Gutes“

- alles in einer Veränderung (dagegen Tradiertes zu beschützen)
- Wenn sich etwas zum Positiven verändert, soll es sich auch
- Das Leben ist Bewegung, Veränderung.

Nebenkategorie „Touristen“

Auszug Subkategorie „Tourismuspolitik verbessern“

- in ein gescheitertes Hotel investieren
- Touristen in Krems halten
- Tourismuspolitik schaffen, die strategisch vorgeht
- Thema Gourmet-, Genuss-, Kulturtourismus gehört viel stärker positioniert
- Gästebefragung warum sie In die Altstadt kommen und warum kommen sie von Stein nicht nach Krems herunter

Abstract

Basierend auf sozialpsychologischen Ansätzen zur Ortsidentität, umweltpsychologischen Theorien der Wohnumgebung, sowie der Lebensqualität, werden in dieser Arbeit die subjektiv wahrgenommene Lebensqualität im historischen Stadtteil der niederösterreichischen Stadt Krems erfasst, sowie die Bedürfnisse ihrer BewohnerInnen aufgedeckt und identitätsstiftende Elemente in diesem Stadtteil identifiziert. Auf Grundlage der Grounded Theory (Glaser & Strauss, 1998) wurde ein Leitfaden entwickelt, Problemzentrierte Interviews mit 22 ExpertInnen aus den Bereichen Politik, Kunst und Kultur, Wirtschaft, Soziales, Bildung, Gastronomie und Jugend geführt und mittels Theoretischer Kodierung (Strauss, 1998; Flick, 1995) ausgewertet. Es zeigt sich, dass die subjektive Lebensqualität in der Kremser Altstadt sehr hoch eingeschätzt wird. Um diese zu erhalten und zu verbessern, müssen die Bedürfnisse ihrer BewohnerInnen in städtischen Entwicklungsprozessen integriert werden. Dabei gilt es primär die Infrastruktur zu optimieren, das wirtschaftliche Angebot zu gewährleisten und unterrepräsentierte Gruppen stärker in Stadtbelange einzubinden. Die Analyse ergab weiters, dass die Kremser Altstadt viele identitätsstiftende Elemente aufweist. Ihre BewohnerInnen können sich in erster Linie mit architektonischen Besonderheiten identifizieren.

On the basis of socio-psychological approaches to place-identity and environmental-psychological theories regarding residential surroundings as well as quality of life, this study examines the quality of life, which has been subjectively observed, in the historical quarter of the Lower Austrian City of Krems. It also examines the needs of its inhabitants and elements of identification. By means of the Grounded Theory (Glaser & Strauss, 1998) an interview guideline was developed and problem-centered interviews were held with 22 experts from the fields of politics, art and culture, economics, social, education, gastronomy and youth. These were then evaluated by the Theoretical Coding method (Strauss, 1998; Flick, 1995). The results of this study show that the subjective quality of life in the old part of Krems is very highly regarded. In order to keep and to improve the subjective quality of life in this area, the needs of its inhabitants must be

integrated into urban development processes. Therefore, the infrastructure has to be optimized, economic offer has to be ensured and underrepresented groups have to be more strongly involved in city affairs. Furthermore, the results show that the old part of Krems offers many elements for identification. Its inhabitants can identify themselves primarily with architectural characteristics.



Lebenslauf

Name: HIETZGERN KRISTINA
Email- Adresse: kristina.hietzger@yahoo.de
Geburtsdatum: 19.09.1981
Nationalität: Österreich

Ausbildung:

Institution	Datum
Volksschule, Krems	1988-1992
Bundes- Realgymnasium, Krems	1992-1996
Bundesoberstufenrealgymnasium, Krems	1996-2000
Universität Wien, Diplomstudium der Psychologie	2000-2009

Berufliche Laufbahn:

2001 - 2002	Dialog Direkt Wien Promotionstätigkeit im Non Profit Bereich
2002 - 2008	Hennes & Mauritz Geringfügige Anstellung im Verkauf
2005	Lebenshilfe Begleitsdienst für Menschen mit besonderen Bedürfnissen
2006	Kinderklub Organisation von Veranstaltungen sowie Animation
2006 - 2007	Stadtpsychologische Praxis EHMAYER Wissenschaftliche Mitarbeit im Rahmen der stadtpsychologischen Studie „Mögen Sie den Donaukanal?“
seit 2007	BBRZ- Berufliches Bildungs- und Rehabilitationszentrum Trainertätigkeit im Bereich Psychologischer Diagnostik

seit 2008	Stadtpsychologische Praxis EHMAYER Geringfügige Anstellung zur Büroorganisation und Projektmitarbeit
ergänzend	Administrative Tätigkeit, Kunsthalle bzw. Donaufestival Krems Museumsaufsicht, Kunsthalle Krems Marktforschung, TQS- Team für Qualitätsentwicklung und Service Management, Wien
Kongressteilnahme	Vortrag 8. Workshop Qualitative Inhaltsanalyse, Felden 2008 2nd International Conference on Community Psychology, Lissabon 2008 IPU- Kongress, Berlin 2007